

UniPress



Dies academicus '85
Thema: Evolution

Nobelpreisträger
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Manfred Eigen

**Kanzlertagung in Augsburg · Vorträge zum Dies academicus '85
Ehrenpromotion Theodor Eschenburg · Kontaktstudium Management:
China – neuer Handelspartner · Kooperation mit Emory-University**

Augsburg

4/85

Foto: Scheuermann/Hagg

Den Höhepunkt beim diesjährigen Dies academicus bildete der Festvortrag des Nobelpreisträgers und Direktors am Göttinger Max-Planck-Institut für Biophysikalische Chemie, Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Manfred Eigen. Er referierte vor einem großen Auditorium im vollbesetzten großen Hörsaal I über: Evolution - Stufen zum Leben.

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Kanzlertreffen in Augsburg	4
Stiftung einer Verdienstmedaille	5
Augsburger Latein-Amerika- und Spanien-Preis	5
Bewerberstruktur der ZVS	5
high-tech in Augsburg	6
Behinderte Studenten brauchen Hilfe	6
Evolution und Kirche - Evolution in der Kirche	7
Soziale Evolution. Einige theoriegeschichtliche Bemerkungen zu einem alten Thema	9
Rechtsentwicklung nach biologischen Evolutionsgesetzen?	12
Zur Philosophie der Evolution	16
Ursprung und Wandel der Sprache durch die Brille des Evolutionisten	18
Geodynamik - Ökodynamik	22
Zur Veränderung des musikalischen Hörbewußtseins	26
Dies academicus - Dies honoris	27
"Albertus-Magnus-Preis" für Augsburger Theologen	28
Moderne Arbeitsmarktpolitik kontrovers	28
Ökologie und Marketing	29
Neue Computer für die WISO	30
Politische Urteilskraft und politische Kultur	30
Emeritierung Professor Karl Graml	34
Emeritierung Professor Hilda Sandtner	36
Theologische Bachforschung heute	37
Elektronische Datenverarbeitung in den Geisteswissenschaften	38
Emanzipation durch Patriotismus	40
Kontaktstudium Management-Tagung über China	40
Zwischen Rotem Stern und Schwarzer Madonna: Polen 1985	41
Internationaler Sommersprachkurs	43
Erstes gemeinsames Symposium der Partner-Universitäten Osijek und Augsburg	43
Kooperation mit der Emory-University	44
Informationstag bei der Bundeswehr	45
in memoriam Professor Dr. Jürgen Schäfer	45
Personalia	47
Neu erschienen	50
Autoren/Impressum	51

Liebe Unipress-Leser,

das Wintersemester ist das Semester der Studienanfänger. Ich begrüße alle Kommilitoninnen und Kommilitonen, die sich neu für Augsburg entschieden haben, sehr herzlich an unserer Universität.



Unsere schwäbische Hochschule wächst weiter, allerdings etwas langsamer, als in den vergangenen Jahren. Dies bringt für die Studierenden jedoch eher Vor- als Nachteile. Die Überschaubarkeit des Lehrangebots, die guten Chancen zu persönlichen Kontakten untereinander und die relative Nähe zu den Dozenten bleiben erhalten.

Alle Neuanfänger - aber auch alle anderen, die schon heimisch sind an unserer Universität - rufe ich auf, in ihre Neugier und ihr Interesse die Gremien der akademischen Selbstverwaltung miteinzubeziehen und die Möglichkeiten, die diese bieten, zu nutzen, um an der Gestaltung des Lebens der Universität mitzuwirken. Es erscheint mir außerordentlich bedauerlich, daß im vergangenen Sommersemester bei einer Wahlbeteiligung von nur 25,8 % (Theologen: 55,6 %, Juristen: 25,6 %, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler: 27,5 %, Philosophen: 20,7 %, Naturwissenschaftler: 29,3 %) die Studentenschaft nicht die erforderlichen Stimmen aufbrachte, um die zwei Sitze, die ihr nach unserer Grundordnung im Senat zustehen, auch zu besetzen. Engagieren Sie sich für Ihre Universität, vertreten Sie aus Ihrer Sicht die Belange der Studierenden. Die Zeit, die Sie dafür verwenden, ist so wenig verloren, wie jeder Einsatz für eine Sache, die der Allgemeinheit zugute kommt.

Allen Universitätsangehörigen, insbesondere den Studienanfängern, wünsche ich einen guten Start und Verlauf des akademischen Jahres.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr

Prof. Dr. Josef Becker

Kanzlertreffen in Augsburg

Kanzler und Leitende Verwaltungsbeamte von 64 Universitäten und Wissenschaftlichen Hochschulen trafen sich erstmals zu ihrer jährlichen Jahrestagung in Augsburg. Gastgeber war der Augsburger Universitätskanzler Dr. Dieter Köhler. Mit den Grußworten der



Kultusminister Maier links und Augsburger Universitätskanzler Dr. Dieter Köhler auf dem Weg zur Kanzlertagung.
Foto: Scheuermann

Staatssekretärin im Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus, Dr. Mathilde Berghofer-Weichner, und des Präsidenten der Universität Augsburg, Prof. Dr. Josef Becker, begann die mehrtägige Veranstaltung, die vor allem dem Erfahrungs- und Informationsaustausch über die Ländergrenzen und der Beratung aktueller Verwaltungsangelegenheiten der Wissenschaftlichen Hochschulen diente. Es nahmen auch die Generalsekretäre der großen Wissenschaftsorganisationen und ausländische Gäste teil.

Noch unter dem Eindruck des kürzlich vom Bundestag verabschiedeten neuen Hochschulrahmengesetzes kritisierte der Sprecher der Hochschulkanzler, Franz Friedberger, von der Universität München, die Novelle. Das neue Gesetz sei weitgehend ein Organisationsgesetz, das die existentiellen Fragen des Massenstudiums und der Überlast jedoch unberührt lasse. Von einer Lockerung im Hinblick auf die Liberalisierung in Sachen Drittmittelforschung könne noch keine Rede sein. Es sei zwar in der Bundesrahmenrichtlinie vorgesehen, daß Hochschullehrer künftig direkt Drittmittel annehmen und für Mitarbeiter als Auftraggeber fungieren könnten. In den meisten Fällen werde je-

doch über die Universitätskasse abgerechnet und da gelten weiter die üblichen haushaltsrechtlichen Bestimmungen der Länder. Ohne Änderungen der "stringenten Bestimmungen des Staates" sei eine freizügigere Mittelverwendung nicht ohne weiteres realisierbar. Mit dem Schlagwort von der "Liberalisierung" seien bei vielen Professoren Erwartungen geweckt worden, so der Münchner Kanzler, was die Praktiker nun ausbaden müßten. Ohne ein entsprechend geändertes rechtliches Instrumentarium "werden wir, die Hochschulverwaltungen, wieder als die Bürokraten hingestellt".

Um Bürokratisierung ging es auch in der Arbeitsgruppe für "Verwaltungsvereinfachungen". Erstes Etappenziel sei es, so Wilhelm Wahlers von der Universität Bonn, mit einer im Vorjahr gestarteten Untersuchung herauszufinden,

welche Bundesländer die praktikabelsten und damit nachahmenswerten "Verwaltungszüge" im Verhältnis von Universitäts- und Ministerialverwaltung haben. In einigen Fällen sei es nicht einzusehen, warum nicht vor Ort und mit mehr Nähe zum jeweiligen Problem entschieden werden könne; so müsse z. B. in den meisten Bundesländern das Forschungsfreiemester der Professoren immer noch vom Ministerium genehmigt werden.

Bei der Literaturversorgung drücken die Chefs von Verwaltung und Finanzen Geldsorgen. Die Haushaltsansätze für die Bibliotheken seien in den letzten Jahren nicht mehr wesentlich gestiegen, beklagte der Freiburger Kanzler, Dr. Friedrich Wilhelm Siburg. Die zusätzlich bereitgestellten Mittel würden von der Buchpreissteigerung von 13 % und dem Kaufkraftverlust der Mark auf dem internationalen Buchmarkt aufgezehrt. Gerade im Bibliothekswesen käme es auf Kontinuität an. So gelte es, trotz angespannter Haushaltslage, "Einbrüche in der Literaturversorgung" zu minimieren, wenn der traditionelle Fortbestand gesichert und der Einsatz neuer Medien gewährleistet sein soll.

Eine Absage erteilten die Kanzler der bedingungslosen Fortschrittsgläubigkeit im Technologietransfer. Es gehe hier nicht um eine "Aufholjagd auf der High-Tech-Schiene", sondern man müsse sich im klaren sein, daß die Universitäten schon immer auf Wissensaustausch mit der Praxis bedacht waren und nicht erst jetzt, seit es ein Modetrend geworden sei, betonte der Kanzler der Universität Karlsruhe, Dr. Gerhard Sedlmayr. Wie schon das allzeit gerühmte Silicon-Valley in den USA, so befänden sich auch die Technologiezentren "Silicon-Wedding" in Berlin oder "Singer-Valley" in Karlsruhe in unmittelbarer örtlicher wie geistiger Nachbarschaft zu Universitäten. Der Vorwurf des Verkaufs der Universitäten an die Wirtschaft sei eine überflüssige ideologische Attacke, meinte Sedlmayr. Er zeigte sich eher skeptisch, was die Steigerung der Drittmittelfinanzierung in nächster Zukunft anbetrifft. Allein die Entwicklungszeiten seien in Wirtschaft und Universität von ihrer Zielsetzung schon unterschiedlich.

Den "Neuen Medien" wurde gleichfalls ein breiter Raum gewidmet. Dabei handelte es sich nicht um Fragen der Verkabelung, Satelliten und dergleichen. Die Kanzler beschäftigen sich mit handfesten Problemen der Textverarbeitung und der Installierung von Computern. Im Mittelpunkt standen Fragen zum Bedarf, zu den Kosten und der Organisation. Ein besonderes Problem seien die von den Universitäten zu tragenden Folgekosten des vom Bund finanzierten Computerinvestitionsprogramms. Dem BTX-System räumte der Regensburger Universitätskanzler, Hans-Hagen Zorger, nur eine begrenzte Chance ein.

Einen Höhepunkt der Tagung bildete der Vortrag des Bayerischen Staatsministers für Unterricht und Kultus, Prof. Dr. Hans Maier, über "Kulturpolitik im Bundesstaat". Der Kultusminister zeigte die engen Zusammenhänge zwischen Kultur- und Hochschulpolitik auf und betonte die zentrale Rolle des Kulturföderalismus auch für den Bereich der Hochschulen. I.M.

Stiftung einer Verdienstmedaille

Auf Senatsbeschluß der Universität Augsburg wird eine Verdienstmedaille gestiftet. Die ersten beiden Preisträger dieser Auszeichnung werden die Journalistin von der Augsburger Allgemeinen, Dr. Elisabeth Emmerich, vor allem in Würdigung ihrer publizistischen Verdienste um die Gründung der Universität, und der Landtagsabgeordnete Otto Meyer in Anerkennung seines langjährigen Einsatzes für den Aufbau

der Universität als Vorsitzender des Hochschulkuratoriums sein. Die Ehrung wird im Januar 1986 stattfinden (Bericht folgt).

Augsburger Latein-Amerika- und Spanien-Preis

Die zuständigen Gremien der Universität Augsburg haben beschlossen, erstmals den mit insgesamt 10.000,- DM dotierten "Augsburger Universitätspreis für Spanien und Lateinamerikastudien" zu verleihen. Die ersten Preisträger werden der Tübinger Sozialgeograph Prof. Dr. Herbert Wilhelmy und der FAZ-Korrespondent in Spanien und Lateinamerika, Walter Haubrich, sein. Mit dieser Auszeichnung sollen hervorragende Leistungen in der Erforschung Spaniens und Lateinamerikas sowie besondere Verdienste um die Verbreitung von Kenntnissen über den genannten Kulturkreis gewürdigt werden. Unipress wird anlässlich der Preisverleihung, die zusammen mit der öffentlichen Vorstellung des neu gegründeten "Instituts für Spanien- und Lateinamerikastudien" im Januar 1986 stattfinden wird, eingehender berichten.

Bewerberstruktur der ZVS

Rund neun Prozent weniger Bewerber als im Vorjahr haben sich bei der Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen (ZVS) für das Wintersemester um einen Studienplatz beworben. Wie eine erste noch vorläufige Auswertung der Studienwünsche ergeben hat, sind von diesem Rückgang besonders die Studiengänge Medizin (minus 14 Prozent), Architektur (minus 16 Prozent), Agrarwissenschaft (minus 18 Prozent) und Rechtswissenschaft (minus 25 Prozent) betroffen. Gegenläufig zum Trend hat sich die Nachfrage nach Studienplätzen im Fach Betriebswirtschaft (plus 9 Prozent) entwickelt, aber auch Biologie (plus 6 Prozent) und Haushalts- und Ernährungswissenschaft (plus 6 Prozent) verzeichnen steigendes Interesse.

Im einzelnen ergibt die erste Auswertung der Studienwünsche folgendes Bild:

In den sogenannten "Verteilungsstudiengängen", in denen jeder Bewerber mit Sicherheit einen Studienplatz bekommt, hat sich der seit einiger Zeit zu beobachtende Trend fortgesetzt: Statt des zuvor sehr beliebten Studiengangs Rechtswissenschaft steigt die Nachfrage nun im Fach Betriebswirtschaft. Hier mel-

deten sich 16.000 Bewerber gegenüber 14.500 im letzten Wintersemester. Das Interesse am Jura-Studium sank im gleichen Zeitraum von knapp 14.900 auf 11.200, für die die Zahl der nach der Kapazitätsverordnung ermittelten 11.100 Studienplätze ausreicht.

Weiterhin auf dem sehr hohen Vorjahresniveau bewegt sich die Zahl der Interessenten für das Informatik-Studium. Mit rund 7.000 Bewerbern haben sich für die 2.600 rechnerisch zur Verfügung stehenden Studienplätze genauso viele Bewerber wie im Vorjahr gemeldet. Gleich geblieben ist auch die Zahl der Interessenten für Volkswirtschaft; den knapp 4.000 Bewerbern stehen 4.500 Studienplätze gegenüber. Nachgelassen hat das Interesse am Fach Vermessungswesen. Statt der 670 Bewerber aus dem Vorjahr haben sich diesmal nur 480 gemeldet. Die Überlast in einigen Fächern des Verteilungsverfahrens wird sich noch verringern, weil erfahrungsgemäß ein Teil der Bewerber den Studienplatz nicht annehmen kann, u.a. wegen der Einberufung zum Wehr- oder Zivildienst.

In den Auswahlfächern nach Note und Wartezeit hat vor allem die Architektur an Interesse eingebüßt. Statt der 6.400 Interessenten des Vorjahres meldeten sich diesmal nur 5.400 Bewerber für die rund 2.000 Studienplätze. Einen Zuwachs gab es hingegen in der Biologie, wo die Bewerberzahl für die rund 4.200 Studienplätze von 8.500 auf 9.000 stieg. Ebenfalls eine Zunahme der Bewerber von 1.000 auf 1.100 gab es im Fach Haushalts- und Ernährungswissenschaft. Im Fach Agrarwissenschaft verringerte sich die Nachfrage von 3.100 auf 2.600 Bewerbungen für die etwa 1.700 Studienplätze.

Ein Rückgang der Bewerbungen ist auch für Medizin zu verzeichnen. Statt der fast 35.000 Interessenten des Vorjahres meldeten sich nur rund 30.000. Für sie stehen etwa 7.000 Studienplätze zur Verfügung. Während 1984 die Relation Bewerber/Studienplatz noch 5:1 betrug, lautet diese jetzt nur 4:1. Nach den Beobachtungen der ZVS waren es vor allem die Abiturienten des Jahrgangs 1985, die sich weniger als erwartet für ein Medizinstudium interessierten, während die Zahl der Wiederbewerber annähernd gleich geblieben ist.

In der Zahnmedizin fiel der Rückgang der Bewerbungen geringer aus. Hier zählte die ZVS 7.600 Bewerber statt 8.100 im Vorjahr für etwa 1.200 Studienplätze. Praktisch unverändert ist die Nachfrage im Studiengang Tiermedizin. Hier können etwa 900 der 6.000 Bewerber mit einem Studienplatz rechnen.

Pressedienst der ZVS

high-tech in Augsburg

An der Universität Augsburg im Gebäude der Naturwissenschaftlichen Fakultät ist seit August 1985 eine neuartige Kommunikationsanlage installiert. Es handelt sich um die erste derartige Installation in Deutschland. Die digitale Übertragungs- und Vermittlungstechnik erlaubt dem vorhandenen Haustelesonnetz gleichzeitig Telefongespräche und Datenkommunikation abzuwickeln.

Nach sorgfältigen Abklärungen wurde die Firma Nixdorf als Lieferant ausgewählt. Datenaustausch über das Kommunikationssystem ist möglich zwischen Bildschirmen, Arbeitsplatzrechnern, Großrechnern, Laserdruckersystemen und weiteren zentral verfügbaren Informatikgeräten.

Die Anlage bildet außerdem die Grundlage für Forschungsprojekte der Informatik im Bereich der Bürokommunikation und eng gekoppelter, verteilter Computersysteme. Es ist geplant, zu einem späteren Zeitpunkt schrittweise den gesamten Universitätscampus mit integrierter Sprach- und Datenkommunikation auszurüsten. (Kontakt: Prof. Dr. Peter Schulthess, Lehrstuhl für Informatik II) Unipress

Behinderte Studenten brauchen Hilfe

An der Universität Augsburg fand am 14. und 15. Oktober eine Tagung zu Behindertenfragen der Hochschulen in Bayern statt. Die erst seit 1982 existierende Bonner Beratungsstelle des Deutschen Studentenwerks für behinderte Studienbewerber und Studenten hatte die Behindertenbeauftragten der bayerischen Hochschulen zusammen mit Vertretern der zuständigen Sozialträger und des Bayerischen Kultusministeriums zu einem Erfahrungsaustausch eingeladen. Schwerpunkt dieser Veranstaltung waren die Probleme behinderter Studierender bei der Finanzierung des Studiums mit Mitteln des BAföG und des Bundessozialhilfegesetzes. Vor der Presse forderte die Leiterin der Behinderten-Beratungsstelle in Bonn, Renate Langweg-Berhöster, die Bedürfnisse dieser benachteiligten Minderheit bei der anstehenden Novellierung des BAföG stärker zu berücksichtigen. So sollte nach ihrer Ansicht die Förderung einer verlängerten Studienzzeit als Zuschuß und nicht wie bisher als Darlehen gewährt werden. Ebenso müßten Ausnahmerege-

lungen für Behinderte beim Darlehensteilerlaß getroffen werden. Um die Finanzierungsmöglichkeiten nach dem Bundessozialhilfegesetz für den durch die Behinderung bedingten zusätzlichen Bedarf im Studium auszuschöpfen und die Angebote der verschiedenen Sozialträger zu koordinieren, sei, so Renate Langweg-Berhöster, ein verbessertes flächendeckendes Beratungsnetz nötig. Bislang hätten nur 13 von 49 Studentenwerken entsprechende Informationseinrichtungen. Verstärkt in den Vordergrund gestellt wurden auch

die Probleme von seh- und hörgeschädigten Studenten. Im Gegensatz zu den schwer Körperbehinderten, für die es in der Bundesrepublik Deutschland bisher nur vier speziell ausgerichtete Studentenwohnheime gibt, seien sie nicht so eingeschränkt in der Wahl ihres Studienortes. Jedoch bräuchten gerade Hör- und Sehgeschädigte, deren Behinderung nicht sofort sichtbar ist, zusätzliche technische und persönliche Hilfen von Kommilitonen und Hochschullehrern, erklärte ein Sprecher dieser Arbeitsgruppe. Unipress

Dies academicus

Evolution und Kirche – Evolution in der Kirche

Prof. Dr. Hanspeter Heinz

Da der moderne Mensch selbst die Evolution systematisch steuert und vorantreibt und dabei Täter und Opfer zugleich ist, muß er sich in allem Ernst die Frage stellen, wie weit er fähig und willens ist, geschichtliche Verantwortung zu übernehmen. Auch die Theologie als reflektierter Glaube und christliches wie kirchliches Handeln als gelebter Glaube und gelebte Theologie haben ihren Part zu übernehmen, ist doch auch die Kirche Täter und Opfer desselben unteilbaren Prozesses. Der Ort, an dem die Grundfragen unserer Epoche in ihrer ganzen Brisanz im Raum der Kirche aufbrechen, ist das II. Vatikanische Konzil. Seine Pastoralkonstitution "Gaudium et spes" zeigt die Richtung an, in welche die Kirche alle Menschen guten Willens auf den Weg ins dritte christliche Jahrtausend einlädt. (Anm.)



Unsere moderne Wirtschaft treibt die Evolution mit Hilfe dreier Faktoren in immer rasanterem Tempo voran. Sie setzt auf stete *Innovationen*, auf verantwortungs- und risikofreudige *Persönlichkeiten*, auf *Solidarität* zwischen den Mitarbeitern und zwischen den Wirtschaftspartnern. Der Blick auf die Wirtschaft deckt bei näherem Zusehen die entscheidenden Lebensfragen unserer Gesellschaft auf: das Wagnis unserer Epoche in seiner bewundernswerten Grösse wie in seiner erregenden Fragwürdigkeit. Vertiefen wir uns entlang der drei genannten Stichworte in die Grundproblematik unserer Zeit, in die auch die Kirche mit ihrem Denken und Handeln involviert ist,

und forschen wir nach weiterführenden Fragen aus der Sicht des katholischen Glaubens, welche die Richtung einer radikalen (aber nicht jähren) Alternative anzeigen könnten.

I. Technische Evolution und die Lebensfragen der Gesellschaft

1. Innovation auf Kosten der Identität?

Eine Grundproblematik unserer Zeit. Ein Beispiel, um die Brisanz des Phänomens zu beleuchten: der Mensch im Zeitalter der Humantechniken. Angesichts der Möglichkeiten von Medizin, Psychologie und Soziologie ist die Frage unausweichlich geworden: Wie kann die Identität eines Menschen auf Dauer gewahrt werden? Handelt es sich am Ende noch um dieselbe Person, wenn ihre Natur so tiefgreifenden Veränderungen unterzogen wird? Ein "Personkern" jenseits einer veränderbaren Natur dürfte ein Phantom sein. Identität (nicht nur des Menschen) ist offenkundig nicht länger zu garantieren durch die Wahrung eines festen Kernbestandes, der mit einigen Tabus zu schützen wäre - wo sollte auch die Grenze gezogen werden? Wirklichkeit gleicht heute eher einer Zwiebel als einem Pfirsich: Schält man Haut um Haut ab, wird man, statt an den Kern der Sache zu kommen, die Zwiebel auflösen. Gefährdung von Identität durch Innovation erleben wir auf allen Gebieten: Dokumente weichen Papers, Bücher weichen Kopien, Gesetze verkommen zu Verordnungen, Reformen zu Provisorien.

Das Echo unserer Zeit in der Kirche. Immer weniger gelingen Überzeugung und *Bindung*, gelingt ein verbindliches Ja zum Glauben der Kirche und zur Kir-

che als Gemeinschaft, auch ein verbindliches Ja zu Ehe und Ehelosigkeit als dauerhafte Lebensformen. Während *eine* Bindung scheinbar unumstritten gilt, sind, technisch gesprochen, zwei weitere Bindungen bereits in der Entwicklung, um denselben Menschen morgen zu umwerben. Menschliche und christliche Identität aber steht und fällt mit dem Überschritt von Meinungen zu Überzeugung, von Interesse und Betroffenheit zu Verbindlichkeit, von Partnerschaft zu Treue, von reformerischen Änderungen zu Wandlung durch Reform.

Anfragen der Kirche an die Zeit. Konzil und Papst sprechen heute ein klares Ja zum Fortschritt und zu "einem mehr dynamischen und evolutiven Verständnis" der Wirklichkeit (GS 5; vgl. GS 63-72): "Man kann nicht sagen, daß der Fortschritt zu weit gegangen ist, solange noch so viele Menschen, ja ganze Völker in bedrückenden und sogar menschenunwürdigen Verhältnissen leben, die mit Hilfe technisch-wissenschaftlicher Erkenntnis verbessert werden können" (K 31). Freilich ist das Ja der Kirche nicht unkritisch. Ihre entscheidende Anfrage lautet: Was ist wahrer, menschlicher Fortschritt? Wann verdient Evolution Fortschritt und Innovation *Neuheit* genannt zu werden? Wir kennen das warnende Wort Hegels von der "schlechten Unendlichkeit", die bloß auf die Perfektion des Alten aus ist, auf daß das Bestehende noch billiger, schneller und eleganter werde. Wahre Neuheit im biblischen Sinne bemißt sich an der Bereitschaft, sich die Spannungen der Wirklichkeit mehr und mehr zumuten zu lassen, anstatt harmoniesüchtig auf Erleichterungen zu drängen. Solche Innovation wahrt auch die Identität, verstanden als Treue zur eigenen Geschichte. Welche Innovationen in Kirche und Gesellschaft halten diesem Kriterium stand?

2. Person auf Kosten der Produktion?

Eine Grundproblematik unserer Zeit. Wie in der Wirtschaft kommt auf allen Gebieten dem personalen Faktor immer größere Bedeutung zu. Mehr als Energie und Fachwissen brauchen Wirtschaft, Politik und Kirche verantwortungs- und risikofreudige Persönlichkeiten. Aber sind die leitenden Persönlichkeiten bei näherem Zusehen wirklich in leitender Position? Werden sie nicht vielmehr wie die Faktoren Energie und Wissen gleichsam als "personales Material" genutzt, auf daß die Produktion läuft? Gehorcht der Bildungs- und Wissenschaftsbetrieb nicht weithin demselben Gesetz wie die Technik, wenn Studium mit Lernen verwechselt wird? Solche Wissenschaft liefe auf einen unfruchtbaren Positivismus hinaus, auf eine Entmündigung der denkenden Person.

Das Echo unserer Zeit in der Kirche. Macht nicht auch die Kirche oft solchen Betrieb unkritisch mit?

Vielleicht weniger gekannt als die Industrie. Bezeichnungen wie Jugendarbeit, Bildungsarbeit, Gemeindearbeit sollten nachdenklich stimmen. Es mehren sich Klagen, daß *Freiheit*, Leben, Feier zu wenig glücken.

Anfragen der Kirche an die Zeit. Laut Konzil (GS 63-72) und Papst (LE 9) soll sich der Mensch arbeitend gebrauchen, ja verbrauchen lassen. Dies sanktioniert freilich nicht, den Menschen als (Produktions-) Mittel zu mißbrauchen. Um das Verhältnis von Person und Produktion nach und nach auf die Füße zu stellen, gibt die Kirche vor allem ein fundamentales Problem zu bedenken: unseren Umgang mit der *Zeit*. Was haben wir eigentlich mit der Zeit gemacht, daß sie zum Streß entartet ist, der dem Menschen den Atem verschlägt? Was haben wir gemacht, daß von den drei Zeitphasen - sich und alles empfangen, sich und alles gestalten, sich und alles lassen (vgl. LE 24-27) - einseitig die mittlere, die aktive Phase ernst genommen wird? Das biblische Maß des Fortschreitens heißt übrigens weder Streß noch Spaziergang, sondern Eile.

3. Solidarität auf Kosten der Universalität?

Eine Grundproblematik unserer Zeit. Geschäftliches Interesse darf nicht im vorhinein als ethisch fragwürdig verdächtigt werden. Fragwürdig hingegen ist der Verfolg partikularer Interessen unter Vernachlässigung der Universalität, d.h. auf Kosten dritter und auf Kosten des Ganzen. Not tut Solidarität mit Mitarbeitern *und* mit Nichtarbeitern, mit der gegenwärtigen *und* mit der kommenden Generation. Betreiben wir Industrienationen nicht ein Parasitendasein auf Kosten weiter Teile der Menschheit wie auf Kosten der Umwelt? Aber vielleicht steht weniger ein engstirniger Selbsterhaltungstrieb als Ratlosigkeit der Entscheidungsträger der Entwicklung einer Alternative entgegen.

Das Echo unserer Zeit in der Kirche. Auch nach Auflösung der Gleichung katholisch = römisch ist ein zentralistisches Systemdenken noch keineswegs überwunden. Kirchliche *Einheit*, die Vielfalt nicht bloß duldet, sondern fördert, geling zu wenig.

Anfragen der Kirche an die Zeit. "Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände" (GS 1). Dieser programmatische Anfang der Pastoralkonstitution des Konzils, in dem leitende Maximen wie Dialog und Dienst anklingen, enthält die kritische Anfrage (zunächst an die eigene Adresse): Welche Investitionen und welchen Verzicht verlangt universale Solidarität, auf daß sich verknapp-

pende Güter nach dem Doppelmaß von Gerechtigkeit und Liebe verteilt werden? Und nach welchem Kriterium sind die wahren Hoffnungen und Ängste der Menschen von vermeintlichen, fehlgeleiteten Bedürfnissen zu unterscheiden? Nicht anspruchloser, sondern anspruchsvoller gilt es zu leben, zu forschen und zu wirtschaften. Fehlt uns nicht die *Weisheit* des alten Sokrates, der in den Markthallen Athens die vielen Waren sah und meinte: "Was gibt es doch viele Dinge, deren ich nicht bedarf!"

II. Die spezifische Mitverantwortung der Theologie im Zeitalter der Evolution

Die zusammenfassenden Thesen wollen die Diskussion nicht mit fertigen Antworten abdröseln, sondern sie durch selbstkritische und kritische Fragen weiter öffnen. Sie legen den Verdacht nahe, daß gelehrte und gelebte Theologie das Konzil und den Papst noch nicht eingeholt haben.

1. Kirche muß ihren Erfahrungsschatz in die Zukunft investieren. Die europäische Seele ist eine geprägte Seele. Kraft ihrer Erinnerung weiß sie um Erfahrungen der Kraft und der Gestaltung von Menschen und Kulturen wie um Erfahrungen des siegreichen Duldens von auswegloser Not und zerstörerischer Gewalt. Sie weiß aber auch um ihr Versagen vor der Übernahme geschichtlicher Verantwortung. Den Schatz ihres Erbes muß die Kirche für die brisanten Probleme der Menschheit in mutiger Bescheidenheit nutzbar machen.

2. Vordringlicher als Antworten ist die Herausarbeitung der fälligen Entscheidungsfragen. Allein mit der Zeit können Kirche und Theologie *gegen* die Zeit ihren kritischen Beitrag leisten. Dazu aber müssen sie

zunächst und vor allem die Probleme der anderen verstehen und aushalten.

3. Der mühsame Weg von Werten über Normen zu Konkretionen kann nur im Dialog gebahnt werden, in einem engagierten Dialog mit führenden Köpfen der verschiedenen Wissenschaften und unterschiedlichen Handlungsfelder des öffentlichen Lebens.

4. Kirche hat ihren größeren Spielraum gegenüber Wirtschaft und Politik für die fällige Kehrtwendung zu nutzen. Während die Einleitung grundlegender Reformen der Wirtschaft und der Politik mit den Mitteln der Demokratie rasch an harte Grenzen stößt, verfügt die Kirche über einen weit größeren Spielraum. Müßten Kirche und Theologie darum nicht viel mutiger und entschiedener ihre Möglichkeiten zu Innovationen auf dem Weg zu einer "Zivilisation der Liebe" (Johannes Paul II.) ins Spiel bringen?

Anmerkung

Pastoralkonstitution des II. Vatikanischen Konzils "Gaudium et spes" über die Kirche in der Welt von heute:

LThK, 2. Aufl., III. Ergänzungsband, Freiburg/ Basel/Wien 1968, 241-552 (zitiert: GS).

Papst Johannes Paul II., Ansprache an Wissenschaftler und Studenten im Kölner Dom am 15.11.1980: Papst Johannes Paul II. in Deutschland, 15. - 19. 11. 1980 = Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 25, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1980, 26-34 (zitiert: K).

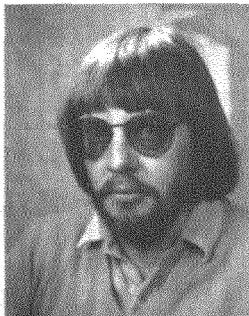
Papst Johannes Paul II., Exzyklika "Laborum exercens" über die menschliche Arbeit zum neunzigsten Jahrestag der Enzyklika "Rerum novarum" vom 4.9.1981: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 32, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1981 (zitiert: LE).

Soziale Evolution

Einige theoriegeschichtliche Bemerkungen zu einem alten Thema

Prof. Dr. Dr. Michael Schmid, M.A.

Das Thema "Evolution" hat derzeit Konjunktur. Neben der theoretischen Biologie, die mit evolutionistischer Akzentsetzung die Entwicklung selbstorganisierender Systeme erforscht, gilt in der Philosophie manchem die evolutionäre Erkenntnistheorie als prosperierendes Paradigma und die (Mikro-)Ökonomie erinnert sich nachdrücklich ihrer evolutio-



nistischen Wurzeln. Angesichts solcher öffentlichkeitswirksamer Diskussionen darf ich daran erinnern, daß auch die theoretischen Sozialwissenschaften, vorweg die Soziologie, für die ich hier spreche, eine geistesgeschichtlich nachzeichnenbare evolutionstheoretische Vergangenheit besitzen. Freilich stehen sich dabei, bisweilen unbeachtet, mindestens zwei differente Evolutionsauffassungen gegenüber: eine 'klassisch' zu nennende, die auf Ideen Herbert Spencers zurückgreift, und eine eher darwinistische. Ich werde beide Theorietraditionen in gebotener Kürze referieren und dabei zeigen, wie sie in kritischem Austausch auseinander hervorgingen.

Die klassische Evolutionskonzeption geht von folgenden Annahmen aus:

1. Alles faktische Geschehen, auch die Geschichte menschlicher Sozialverbände, unterliegt einem **einheitlichen Gesetz der Entwicklung**. Diesem folgend 'entfalten' sich endogene Potentiale in Richtung auf immer komplexer werdende Organisationsformen, vom undifferenziert Homogenen zum differenzierten Heterogenen (um Anschluß an eine Formulierung Spencers zu finden). Dies impliziert, daß der historische Gang der gesellschaftlichen Dinge eine eingeschriebene Richtung oder **Teleologie** besitzt.
2. Die benannte Entwicklung vollzieht sich **universal**, d.h. alle Gesellschaften sind von ihr betroffen. Unterscheidbare Grade der Komplexität entsprechen dabei verschiedenartigen 'Phasen' oder 'Stufen' der Evolution, die von allen Gesellschaften zu durchlaufen sind.
3. Diese Phasenabfolge ihrerseits ergibt sich mit unabwendbarer **Notwendigkeit**.
4. Damit ist ein gesellschaftlicher Entwicklungsgang festgeschrieben, der einem **linearen Muster** insofern folgt, als Verzweigungen und somit eigenständige Wege der Evolution als undenkbar gelten müssen.
5. Diese Auffassung ihrerseits hängt im weiteren eng mit der Vorstellung zusammen, daß alle Entfaltungen der Organisationsformen durch einen **uniformen Ursachenkatalog** gesteuert werden, d.h. die anfangs benannte evolutionäre Gesetzmäßigkeit unterstellt jedem gesellschaftliche Einzelschicksale eine endliche Menge gemeinsamer Ursachen.

Trotz der beeindruckenden Einheitlichkeit und ideologischen Mächtigkeit dieses Erbes fand es keine ungeteilte Zustimmung. Empirisch arbeitenden (sog. funktionalistischen) Sozialanthropologen wollte nicht einleuchten, daß sich die von ihnen untersuchten 'simplen' oder 'primitiven' Gesellschaften notwendig auflösen sollten, um komplexeren Gesellschaftsformationen Platz zu machen. Vielmehr verstanden sie diese einfach strukturierten Verbände als funktional geschlossene, die sich über bestandssichernde Prozesse der Erziehung (oder Sozialisation) und der sozialen Kontrolle gegenüber Wandlungsstößen zur Wehr setzen und so ein funktionales Gleichgewicht über lange Generationen hinweg erhalten konnten. Wandel kam zwar vor, äußerte sich aber weit eher in Form eines irreparablen Zusammenbruchs der regulatorischen Vorkehrungen als in einer völlig kontingenten und nur schwer erreichbaren Komplexitätssteigerung der vorhandenen Organisationsformen. Zwar wurde auf diesem Wege sichtbar, daß jene Spencerschen Argumente zugunsten einer universalen, uniformen und notwendigen Entwicklung zur institutionalen Heterogenität nicht unter allen Umständen zutreffen konnten, andererseits versteiften sich viele Funktionalisten auf eine Auffassung gesellschaftlicher Ver-

änderungen, die gegen alle Fakten nur die gesellschaftliche Auflösung oder Anomie als theoretischen Grenzfall zulassen wollte. Oder anders gewendet: Der Funktionalismus legte eine wohlformulierte Theorie der gesellschaftlichen Reproduktion vor, konnte indessen demgegenüber strukturellen Wandel nur als Chaos oder als strukturellen Kollaps verstehen.

Die Unzulänglichkeit dieses Standpunkts war Anlaß, ein Argument aufzunehmen, das sich an eine Darwinsche Evolutionsauffassung anschloß und in Ergänzung der unleugbaren Selbstreproduktions- und Selbstregulationsfähigkeiten gesellschaftlicher Formationen auch die selektive Wirksamkeit deren Umwelten mitbedenken wollte, deren Einfluß sich die verschiedenartigen Gesellschaften nicht entziehen können, die aber ausschlaggebend dafür sind, welche Institutionen und Regelungen sich durchzusetzen vermögen.

Diese Evolutionskonzeption, die dem klassischen Evolutionismus wie dem Funktionalismus in gleicher Weise kritisch gegenübersteht, geht von einer Mehrzahl von Annahmen aus:

1. Zunächst unterstellt sie, daß alles zwischenmenschliche Handeln regelungsbedürftig ist. Wie der Funktionalismus behandelt diese Darwinsche Modellogik die Institutionenbildung als eine Folge der Elimination all jener Konsequenzen kollektiven oder gemeinschaftlichen Handelns, die die Orientierung an verbindlichen Regeln (d.h. Normen und Rechten) langfristig erschweren oder verhindern. Gelingt diese Ausscheidung ordnungsgefährdender Handlungsfolgen nicht, werden die gesellschaftlichen Zustände anomisch.
2. Bestehen indessen reproduzierbare gesellschaftliche Regeln, so definieren sie einen kollektiven Code, ein Programm, welches die Akteure zur 'Konstruktion' ihres Handelns benutzen können, ja müssen. Auch regelabweichendes Handeln kann als 'regelorientiert' solange gelten, als das Regelprogramm bekannt ist und trotzdem oder gerade deshalb von ihm Abstand genommen wird.
3. Die kollektiven Folgen des gemeinsamen Handelns freilich stellen sich unabhängig von den Wünschen und Erwartungen der Akteure und oftmals gegen diese ein. Sie wirken als (objektive) 'Differenzierungsstrukturen', als spezifische Verteilungseffekte handlungsbestimmender Faktoren und Größen auf die situativen Bedingungen jedes einzelnen handelnden Akteurs zurück.
4. Daß diese kollektiven Handlungsfolgen dabei regelhaltende Funktionen besitzen, braucht nicht vorausgesetzt werden. Sie können oftmals aversiv sein und setzen die vorhandenen Regelprogramme unter diesen Umständen einem selektiven Druck aus.
5. Zwar wird jedes soziale System zunächst konser-

vativ reagieren, d.h. die Akteure werden den Versuch unternehmen, sich diesem Druck durch den Einsatz der gewohnten Institutionen (der Sozialisation und sozialen Kontrolle) zu stellen. Freilich muß seine Beseitigung unter den eingefahrenen und überkommenen Bedingungen nicht gelingen. In diesem Fall können bislang vernachlässigte oder eliminierte Regelvorschläge eine erhöhte Bedeutung gewinnen, sofern sie plausibel machen können, dazu in der Lage zu sein, die aufgetretenen Schwierigkeiten zu beseitigen. Entsprechend werden sie gegenüber bisher dominanten Regeln selektiv bevorzugt und können sich endlich (unter weiteren Bedingungen ihrer erfolgreichen Institutionalisierung) durchsetzen.

6. Dabei bleibt unterstellt, daß Regelabweichungen oder Regelvariationen, auf die ein unter Druck geratenes Sozialsystem u.U. zurückgreifen kann, um seine institutionellen Vorkehrungen neu zu gestalten, immer wieder auftreten werden. Daß Akteure frei, in Übereinstimmung mit ihren eigensten Interessen und auf der Basis ihres immerzu beschränkten Wissens handeln, kann dies sicherstellen.

7. Selektive Effekte aber haben nicht nur die Folgen gemeinsamen Handelns, sondern auch die Umwelten sozialer Beziehungen und Institutionen. Unter 'Umwelten' können wir jene Ressourcen und Möglichkeitspielräume verstehen, die soziale Beziehungsformen in Anspruch nehmen müssen, ohne dazu befähigt zu sein, sie aus sich selbst heraus nach Belieben bereitzustellen. Auch angesichts solcher letztlich nicht kontrollierbarer äußerer Einflüsse können bislang dominante Regelungen brüchig werden, was dazu führen mag, Regelvariationen Gehör zu schenken.

8. Freilich kann eine solche Regelsubstitution oder Regelverschiebung vieler Gründe wegen auch scheitern. Unter diesen Umständen kann eine Institution ihr Leben aushauchen; sie wird extinkt. Wir dürfen unerstellen, daß weitaus die meisten aller bislang erfundenen Institutionen der Vergangenheit angehören und der Vergessenheit anheim gefallen sind. Sie zu rekonstruieren, ist das mühsame Geschäft der Historiographie.

Dieses Modell hat dem klassischen wie dem funktionalistischen Evolutionsverständnis gegenüber eine Reihe von Vorteilen. Es kann sozialstrukturelle Veränderungen wie den reproduktiven Bestand sozialer Verbände mit Hilfe einer geringen, aber hinreichenden Anzahl allgemeiner theoretischer Annahmen erklären helfen, ohne dazu angehalten zu sein, sich den Gang der Gesellschaftsgeschichte als eine zwangsläufige Entwicklung zu immer komplexeren Organisationsformen zu denken. Ob dies der Fall sein wird, hängt nachdrücklich von den völlig kontingent auftretenden internen und externen Folgen des gemeinsamen Handelns der Beteiligten und der betreffenden 'Ökologie', d.h. der Beschaffenheit und Verfügbarkeit von reproduktionsnotwendigen Ressourcen

und Möglichkeiten ab. Aus eben diesem Grund ist es außerordentlich unwahrscheinlich, die gesellschaftliche Evolution folge einem linearen Muster. Die unvorhersehbare Kontingenz kollektiver Handlungsfolgen und externer Ressourcenverschiebungen legen statt dessen irreversible Verzweigungen und eigenständige Evolutionswege nahe, die sich solange verfolgen lassen, als jene diversifizierten Institutionen keine gemeinsame Ökologie ausbilden. Daß sie dies unter den Bedingungen einer sich abzeichnenden Weltgesellschaft tun werden, ist zu vermuten. Freilich dürfte das hier diskutierte Evolutionsmodell überfordert sein, sollte es darum gehen, diesen Weg zur Weltgesellschaft mit haltbaren Prognosen zu begleiten. Ebenso unplausibel wird die Idee sein, daß sich Gesellschaften, wie dies immer wieder behauptet wird, durch strukturelle Differenzierungen, d.h. regelmäßig durch Ausbildung von Subsystemen bei gleichzeitiger Erhaltung der anfänglichen Systeme entwickelten. Ob Differenzierungen tolerabel sind oder nicht, darüber entscheiden unbeeinflussbare Umweltdaten und jene kontingent auftretenden Folgen eben dieser Differenzierungsbemühungen, über deren Gelingen die beteiligten Akteure unter keinen Umständen hinreichend und im Vorhinein unterrichtet sind. Genau dadurch aber bewahrt sich der Evolutionsprozeß seine Dynamik. Immer wieder treten unvorhersehbare Folgeprobleme jener Versuche auf, gesellschaftliche Koordinierungen und Ordnungen institutionell bereitzustellen, immer wieder schaffen sich die Akteure gerade im Bemühen, verbindliche Regeln zu installieren, die Bedingungen, denen anzurechnen ist, daß diese Bemühungen vergeblich sind. In logischer Folge dieses Tatbestands kennt die gesellschaftliche Evolution kein 'natürliches Ende', sondern besitzt alle Zeichen einer Selbstfortschreibung, die freilich nicht ins Unendliche verlaufen muß. Die gesellschaftliche Selbsttransformation kann unter Bedingungen, die sich zumal nicht zu schwer sein dürfte, auch die Voraussetzungen ihres weiteren Fortbestands interminieren und damit in Richtungen führen, die den beteiligten und betroffenen Akteuren weder angenehm noch wünschenswert erscheinen mögen, und ohne sie in die Lage zu versetzen, sich dagegen mit nachzeichbarem Erfolg zur Wehr zu setzen. Georg Simmel hat diesen Tatbestand als 'Tragik der Kultur' beschrieben. Ich darf es freilich dem Leser überlassen, ob er sich dieser eher pessimistischen Einschätzung dieses Tatbestandes anschließen möchte oder ob er in ihm ein Zeichen jener 'höheren Weisheit' zu sehen bereit ist, die den Gang der Geschichte leitet. Er sollte sich freilich unter allen Umständen Klarheit darüber verschaffen, daß das hier vorgestellte Evolutionsmodell auf diese ewige Frage nach dem "Sinn der Geschichte" keine Antwort bereithält, die den Standards empirischen Denkens entsprechend auf unwidersprochene Zustimmung hoffen kann.

Rechtsentwicklung nach biologischen Evolutionsgesetzen?

Prof. Dr. Ursula Köbl

Recht, das wie Sitte, Kunst oder Wissenschaft herkömmlich als *Kulturphänomen* par excellence gilt, erfährt seit einigen Jahren durch exponierte Vertreter der Verhaltensforschung und der sog. *Soziobiologie* eine Deutung auch als *Naturphänomen*. Der Mensch mit all seinen noch so komplexen Verhaltensweisen wird als das Produkt einer naturwissenschaftlich aufzuhellenden Evolution angesehen und mit unerhörter Rigorosität bemühen sich Soziobiologen darum, die Entwicklung von tierischem und menschlichem Sozialverhalten aufgrund der Darwin'schen Evolutionstheorie und der Vererbungs-gesetze zu erklären.



1. Der soziobiologische Ansatz und seine Kritiker

Die von Darwin begründete Evolutionstheorie befaßte sich mit der Entwicklung der Arten lange nur im Hinblick auf die *organische Ausstattung* der Lebewesen. Erst in unserem Jahrhundert gingen Verhaltensforschung (Ethologie) und Soziobiologie dazu über, den Anwendungsbereich der neodarwinistischen Evolutionstheorie auf das *Sozialverhalten* der Lebewesen zu erweitern. Nicht anders als bei der Ausbildung der Körperorgane werden auch bei der stammesgeschichtlichen Entwicklung von *erblichen Verhaltensweisen* die Evolutionsfaktoren "genetische Mutation" und "Selektion" am Werk gesehen: Das für die Erhaltung bestimmter Gene, also für Überleben und Fortpflanzung dienliche Verhalten setzt sich allein aufgrund seines höheren Fortpflanzungserfolges durch; der Generhaltung schädliche Verhaltensweisen nehmen in der Population ab oder verschwinden ganz. Die natürliche Auslese stellt sich dem beschränkten wissenschaftlich-rationalen Verstand als *nicht zielgerichtet* dar, sondern als ausschließlich *kausal determiniert* aus den Faktoren Erbanlagen, Umweltbedingungen und Reproduktionserfolg. (Entgegen vielfach anzutreffenden Behauptungen können Glaubenswahrheiten über die Existenz einer Weltteleologie, dem zielgerichteten Vollzug eines Schöpfungsplanes, allerdings auch nicht stringent widerlegt werden.)

Selektionswirksame Verhaltensweisen sind natürlich in erster Linie solche, die sich unmittelbar mit der Erzeugung und Aufzucht von Nachkommenschaft befassen. Wenn etwa diejenigen Jungen, die von ihren Eltern am besten gefüttert, vor Feinden am sichersten geschützt und in lebensförderlichen Verhaltensweisen unterwiesen werden, die größten Überlebenschancen haben, so folgt daraus zwangsläufig, daß sich damit auch die genetischen Anlagen solcher Nachwuchspflege - eventuell einschließlich der Anlagen zur langen elterlichen Bindung - ausbreiten müssen, während die genetischen Anlagen zur Gleichgültigkeit gegenüber den Nachkommen aussterben oder nur unter besonders günstigen Umweltbedingungen, die das Defizit auszugleichen vermögen, weiterbestehen können. Auf geradezu triviale Weise läßt sich somit erklären, weshalb sich ein etwa genetisch (mit-)bedingtes nachhaltiges Desinteresse beider Geschlechter an der Nachwuchspflege beim Menschen nicht ausbreiten konnte und daß schon ab einem relativ frühen Zeitpunkt der Arbeitsteilung der Geschlechter die natürlichen Selektionsfaktoren auf deren Verstärkung hinwirkte. Die Herausbildung *altruistischer Verhaltensweisen*, die nicht nur dem eigenen Nachwuchs zugute kommen, versucht die gen-egoistische Evolutionstheorie durch den Hinweis auf die Förderung von Seitenverwandten, also von Trägern teilweise identischer Gene, und vor allem aufgrund von reziproken Austauschmechanismen zu erklären.

Die Übertragung der sozio-biologischen Erkenntnisse und Methoden auf den Menschen stößt auf vehemente Gegnerschaft in verschiedenen Wissenschaften und politischen Lagern: bei Psychologen und Soziologen, bei Rechts- und Geschichtsphilosophen sowie Anthropologen idealistischer Grundausrichtung und ganz besonders bei Sozialkritikern und -reformern. Denn die sozio-biologische Verhaltenslehre erschüttert gewisse Grundannahmen über die (fast) unbegrenzte Formbarkeit und Veränderbarkeit des menschlichen Verhaltens durch Umwelteinflüsse und Lernen, individuelle Lebensumstände, Vernunft Einsichten und Willensfreiheit. Gesellschaftlicher Veränderungselan müßte sich an starren erbbiologischen Verhaltensdeterminanten brechen wie die Wellen am Fels.

2. Forschungswege

Ließen sich nun - und wäre es nur in Teilbereichen - auch für das menschliche Sozialverhalten erhebliche

genetisch fixierte Invarianten nachweisen, so bedeutete dies u.U. nicht nur, daß der vornehmlich kultur- und vernunftzentrierte Theorienbestand von Rechtsphilosophie, -soziologie und -anthropologie zu überprüfen wäre, sondern daß auch der praktischen Rechtspolitik und Sozialgestaltung mit Hilfe des Rechts biologische Schranken und Determinanten vorgegeben sein könnten, die entweder überhaupt nicht oder doch nur unter sehr hohem Durchsetzungsaufwand überwunden werden könnten. Warnungen vor der Schaffung ineffektiven oder zu "teuren" Rechts hätte gerade der Gesetzgeber der freiheitlichen, auf Massenloyalität und -konsens angewiesenen Demokratie, ernst zu nehmen, in der ja jedermanns Interessen möglichst optimal geschützt und geschont werden sollen. Welche Resultate liegen bereits vor, auf welchen Wegen könnten neue Zusammenhänge aufgedeckt werden?

Umfassende und vor allem *direkte Nachweise* der genetischen Ausstattung des Menschen und der biologischen Grundlagen auch seines Sozialverhaltens verheißen vielleicht für eine nicht allzu ferne Zukunft die biochemischen Methoden der Gentechnologie sowie der Hirn- und Nervenphysiologie. Jedoch steckt insbesondere die Gentechnologie noch in den Anfängen und zeitigt Erfolge erst bei der genetischen Lokalisierung von Erbkrankheiten.

Hingegen ist auf sozialwissenschaftlich-experimentellen Wegen wohl selbst künftig kaum weit zu kommen, da hierfür auch die Aufzucht von Kindern erforderlich wäre, denen man in wahrlich unmenschlicher Weise soziale Erfahrungen und Umweltkontakte entweder ganz vorenthalten oder nur in präzise gesteuerter Weise zukommen lassen dürfte ("Kaspar-Hauser-Experimente").

Somit ist einstweilen den *indirekten* Forschungswegen der Tierverhaltensforschung und dem Vergleich von menschlichen Sozietäten und Kulturen, vor allem wenn sie sich möglichst unabhängig voneinander entwickelt haben, zu folgen. Die Tierethologie weiß uns mittlerweile über eine Fülle von "moral-analogen" tierischen Verhaltensweisen zu berichten. Sehr viele Tierarten weisen ein mütterliches Schutz- und Pflegeverhalten gegenüber den eigenen Jungen auf, bei manchen Tierarten kommt hierzu noch die Anlage zu dauerhaften oder gar lebenslangen Paarbindungen. Ferner werden häufig territoriale Abgrenzungen ("Revierverhalten") und nicht selten hierarchische Ordnungen innerhalb der Tiersozietät angetroffen. Wahre Wunderdinge an genetischer Sozialorganisation liegen bekanntlich den Bienen- und Ameisenstaaten zugrunde. Nun können sich Nachwuchspflege und Eingehung von Paarbindungen, Herausbildung von Rangordnungen und Respektierung von Terri-

torien unschwer als Vorgänger der Institutionen von Ehe und Familie, von Besitz und Eigentum und sozialen Rangunterschieden auch der Menschen darstellen. In der Disposition zur Territorialität könnte beispielsweise eine Hauptwurzel der Bindung an Heimat und Vaterland einschließlich der Bereitschaft zu ihrer opfervollen Verteidigung gelegen sein.

Nun ließen sich allerdings aus solchen und noch manch anderen moral-analogen Verhaltensmerkmalen zwingende Rückschlüsse auf menschliche Verhaltensprogrammierungen von relativ starrer Art allenfalls dann ziehen, wenn jene wenigstens bei den *Primaten* durchgängig oder weitverbreitet wären. Ein annähernd einheitliches Bild findet man jedoch bestenfalls in Teilbereichen und im Grunde nur hinsichtlich des mütterlichen Schutz- und Pflégeetriebs. Besonders bemerkenswert erscheint in diesem Zusammenhang aber die Beobachtung, daß alle Primatenarten bereits eine gewisse Verhaltensvariabilität besitzen, so daß wir darin schon den genetischen Ansatz für die eminente Anpassungs- und Wandlungsfähigkeit des Menschen sehen könnten.

Auch der Kulturenvergleich erbringt letztlich nicht eben viel an Beweismaterial, zumindest wenn man so kritisch vorgeht wie die Rechtsanthropologen der Gegenwart, die anders noch als ihre Vorläufer des 19. Jahrhunderts stärker die Unterschiede als die Gemeinsamkeiten zwischen den primitiven "Rechts"-Ordnungen betonen. So meint E. A. Hoebel, einer der führenden Rechtsanthropologen, gar nur zwei Formen des Verhaltens aus dem Bereich des Rechts ermitteln zu können, die wirklich universal seien: Das Recht auf Leben und das Recht auf eine Frau; nicht einmal das Inzesttabu sei streng genommen in jedem "Rechtssystem" enthalten. Wohl ließe sich auch für das Prinzip der ausgleichenden Gerechtigkeit, also im Groben für die Pflicht zur Leistung von Ausgleich bei Schädigung anderer eine universale Geltung aufweisen. Nun ist freilich die Feststellung von Ähnlichkeiten zwischen sozialen und rechtlichen Institutionen sehr Anschauungssache.

2. Spezifisch rechtliche Relevanz

Die soziobiologischen Befunde vermögen in mannigfacher Weise allgemeinemenschliche Verhaltensweisen verständlicher zu machen, der Ertrag an *rechtspraktischer Relevanz* erscheint hingegen dürftig, denn die Verhaltensspielräume der Menschen sind trotz un-leugbar vorhandener genetischer Komponenten so weit, daß nicht zu sehen ist, wie die aktuelle Rechtspolitik viel an Wegweisungen zu erwarten hätte. Allenfalls mögen sich für die eine oder andere Regelung noch zusätzliche Rechtfertigungsargumente aus dem Reservoir der Soziobiologie schöpfen lassen, aber nur in seltensten Fällen dürfte einmal die kritische biolo-

gische Grenze einer beträchtlichen oder gar unerträglichen Überforderung der Normadressaten überschritten werden. Etwas deutlicher könnten aber die Akzentverschiebungen in den rechtstheoretischen und -soziologischen Theorien über Entstehung, Richtigkeitskriterien und Gestaltungsspielräume des Rechts ausfallen. Zum Ganzen nur wenige exemplarische Bemerkungen:

Aus dem Theoriebereich stellt sich vor allem die idealistische Rechtsphilosophie mit ihrer radikalen Trennung von Sein und Sollen noch weltfremder dar, als sie ohnehin schon immer dem Normalverstand erschien. Zwingend zu "widerlegen" ist sie dennoch nicht für eine Gattung, die mit Empfängnisverhütung, Schwangerschaftsabbruch, Massenvernichtung und Selbsttötung zu Verhaltensweisen gelangt ist, die das Leben (von Nachkommen) als der Güter Höchstes nicht mehr anstreben. Ferner kann es in der Frage nach den Urgründen des Rechts nicht mehr bei dem emphatisch kargen "Ignoramus" eines der Klassiker der Rechtssoziologie, Theodor Geiger, bleiben. Wohl mag es an vorausgesetzten Zwecken und zwecksetzenden Subjekten gefehlt haben; "Zweckmäßigkeit" aber waltet à la longue doch insofern, als lebensuntaugliche Verhaltensweisen zurückgedrängt und ausgemerzt wurden.

Zu hoffen wäre ferner, daß die Wurzeln des Rechtsgefühls, dieses im Rechtsdenken von Laien und Juristen so wichtigen Vermögens, besser freigelegt würden. Sehr plausibel wäre etwa die Herausbildung eines allgemeinen Rechtsbedürfnisses der Menschen in der frühen Stammesgeschichte, als zunehmende Freiräume des Verhaltens, also das Zurückweichen der biologischen Fixierung - zunächst vielleicht bei wenigen Mutanten - durch die Setzung von "Normen" im weitesten Sinn wieder aufgefüllt und auf diese Weise die dringend benötigte Verhaltenssteuerung und Erwartungssicherung im Gemeinschaftsleben wieder gewährleistet wurden. Die Vorteilhaftigkeit solcher genetisch gestützter Ordnungs- und Regelungsfähigkeit für die sich beschleunigende und insbesondere auf sozialer Kooperation und Arbeitsteilung beruhende *kulturelle Evolution* liegt auf der Hand. Man darf wohl annehmen, daß elementare Regeln des Verhaltens vor allem in Familien- und Stammesverbänden schon einem harten Auslesedruck ausgesetzt waren, noch bevor das Licht der ratio heller leuchtete, so daß man mit Fug die Forderung erheben kann, die Ideen des "Naturrechts" des Vernunftzeitalters vom Kopf auf die Gene zu stellen.

Was aber wäre aufgrund soziobiologischer Einsichten von Rechtsanwendung und Rechtspolitik der Gegenwart zu beachten? Übertreibungen und Kuriositäten blühen auf diesem Feld:

Beispielsweise möchte ein Autor mit Hilfe der mikroökonomischen Arithmetik der Soziobiologie Entscheidungskriterien für Verfahren über das elterliche Sorgerecht gewinnen, denn aufgrund der ganz unterschiedlichen Fortpflanzungschancen von Mann und Frau lasse sich eine Nutzen-Kosten-Analyse anstellen über die genegoistisch lohnende Fürsorge eines jeden Elternteils für das gemeinsame Kind. Da eine Frau nur relativ wenige Kinder zur Welt bringen und aufziehen kann im Vergleich zu den schier unbegrenzten Fortpflanzungschancen des Mannes, werde sie im Durchschnittsfall genetisch beträchtlich besser disponiert sein, für das schon geborene Kind weitere Fürsorgeinvestitionen aufzubringen, während der Mann genegoistisch sinnvoller handele, wenn er seine Ressourcen nicht so stark auf das bereits geborene Kind verwendet, sondern noch für mögliche weitere Nachkommen aufspart. Als geradezu idealtypische Ausprägung einer genegoistischen Kalkulation könnte auch das System unserer Unterhaltssicherung mit seiner Individualisierung der Sorge für die nachwachsende Generation und der Kollektivierung der Altersversorgung dienen. Obwohl Eltern und Kinder exakt symmetrisch genetisch miteinander verbunden sind, ist die Sorge für die Kinder primär den leiblichen Eltern auferlegt, die Unterhaltssorge für die Alten dagegen eigens geschaffenen Versicherungs- und Versorgungssystemen übertragen. Denn genegoistisch gerechnet zahlt sich eine Fürsorge der erwachsenen Kinder für die zur Fortpflanzung selbst nicht mehr fähigen alten Eltern nicht aus, somit tun jene besser daran, die ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen zur Mehrung ihrer Lebenschancen und der ihres Nachwuchses zu verwenden - eine Einsicht, die der Volksmund in das Bild kleidet: "Eine Mutter kann sieben Kinder ernähren, aber sieben Kinder nicht eine Mutter."

Würden wir unsere rechtlichen und sozialen Institutionen auf *Entsprechungen* mit genetisch fundierten Verhaltensdispositionen hin durchmustern, so fänden wir solche vermutlich in größerer Zahl besonders in den sehr alten Teilen des Straf- und Privatrechts. Hier kann nur noch kurz ein Blick auf konkret behauptete *Divergenzen* und Überforderungsbedenken geworfen werden. In dem vor Jahresfrist von Erwin Quambusch veröffentlichten Buch "Recht und genetisches Programm - Ansätze zur Neubelebung des Naturrechtsgedankens" finden sich u.a. folgende zwei drastischen Postulate, einmal das nach einem fast totalen Rückzug der Frauen aus der Berufswelt in die Familie und zum zweiten das der sozialen Aufwertung der Prostitution. Gegen die Abirrung der Frauen vom natürlichen Verhaltensschema durch Berufstätigkeit wehre sich ihre Natur mit starken Rollenkonflikten, die nur durch Rückkehr zu typisch weiblichen Betätigungen zu beseitigen seien. Die Prosti-

tution aus der Gosse zu heben, fordert Quambusch wegen deren Bedeutung für die Einhaltung der Monogamieverpflichtung. Die aufgrund seiner großen Fortpflanzungspotenz polygame Veranlagung des Mannes gebiete, daß ihm der außereheliche Geschlechtsverkehr "kulturadäquat" ermöglicht werde, was am besten durch die soziale Aufwertung und Anerkennung der praktisch eheunschädlichen Prostitution erfolgen könne.

Dergleichen Aussagen über die genetisch geprägten Verhaltensdispositionen ist kaum ein richtiger, auch durch die Alltagserfahrung bestätigter Kern abzusprechen, aber eine beträchtliche *Unterschätzung* der dennoch bestehenden kulturellen Wandlungs- und Leistungsfähigkeit menschlicher Gesellschaften und Individuen vorzuwerfen.

Der Kürze halber sei auf die genannten groben Klötze nur ein grober Keil gesetzt, der die Unzulänglichkeit, ja Hilflosigkeit einseitig soziobiologischer Argumentation vor den gegenwärtigen Problemen der Sozialgestaltung demonstriert: Wir erleben mit großer Sorge, wie ein Teil der Weltbevölkerung zwar sein Erbgut im Übermaß reproduziert, aber nicht genügend Lebensmittel, der andere Teil, zu dem wir gehören, im Übermaß die Mittel zum Leben, aber schon sehr wenig menschliches Leben selbst hervorbringt und überdies die Instrumente zur völligen Auslöschung allen Lebens auf der Erde. Wie wollte man also "genetisch-quantitativen Erfolg" gegen "kulturellen Erfolg" verrechnen? Schon in sehr frühen Zeiten müssen verhaltensbeeinflussende Mechanismen entwickelt worden sein, die darauf hinwirkten, daß wenigsten teilweise das Ziel, möglichst *viel Lebensquantität* zu erzeugen, ersetzt wurde durch das Ziel, möglichst *hohe Lebensqualität* zu schaffen. Die sogenannte kulturelle Evolution, die soziale und rechtliche Institutionen schuf, entfernte sich immer weiter von der vergleichsweise ungeheuer langsamen biologischen Evolution, ohne deren Ergebnisse freilich ganz und gar - das muß zugegeben werden - hinter sich lassen oder überformen zu können.

Als Beispiele einer u.U. echten Überschreitung der genetisch vorgeprägten Verhaltensgrenzen könnte man sich etwa sehr starke rechtliche Restriktionen in der Anwendung neuer Fortpflanzungstechnologien, wie etwa der künstlichen Insemination, der In-vitro-Ferti-

lisation, des Embryo-Transfers auf Leihmütter u. dgl. vorstellen. Hiergegen könnte sich der Drang zur Weitergabe des eigenen Erbgutes - gleichgültig auf welchem Wege - als stärker erweisen. Eine solche Schranke könnte sich möglicherweise auch dem staatlichen Zwang zum Kriegsdienst entgegenstellen, wenn dieser unter Bedingungen stattzufinden hätte, die weder Kämpfenden noch Nichtkämpfenden eine reale Überlebenschance beließen: Auch sehr harte Sanktionen könnten vielleicht solche sinnlos erscheinenden Opfer nicht mehr erzwingen.

Insgesamt ist den soziobiologischen Perspektiven eine merkwürdige Ambivalenz eigen: Einerseits teilen sie - ihre inhaltliche Richtigkeit im Großen und Ganzen unterstellt - die besondere Zuverlässigkeit und Unumgänglichkeit naturwissenschaftlicher Einsichten; auch sind uns bislang unsere genetischen Programmierungen ja als praktisch unveränderliche Daten gesetzt. Andererseits aber handelt es sich doch im wesentlichen um entwicklungsgeschichtliche Perspektiven der *Vergangenheit*, denn genetische Verhaltensprogramme wurden ausgelesen und stabilisiert für Lebensverhältnisse, in denen eine geringe Anzahl von Menschen auf dieser Erde ihr Dasein in kleinen Verbänden als Jäger und Sammler fristete. Überleben und Koexistenz unter den Bedingungen der technischen Zivilisation aber dürfte in Zukunft allen gewaltige kulturelle Anstrengungen abverlangen.

Aus dem Schrifttum:

E. O. WILSON, Biologie als Schicksal, dtsh. 1979;

R. DAWKINS, Das egoistische Gen, dtsh. 1978;

W. WICKLER/U. SEIBT, Das Prinzip Eigennutz, 1977;

D. E. ZIMMER, Unsere erste Natur, 1979;

M. GRUTER/M. REHBINDER, Der Beitrag der Biologie zu Fragen von Recht und Ethik, 1983;

W. SCHURIG, Überlegungen zum Einfluß biosozialer Strukturen auf das Rechtsverhalten, 1983;

H. HEMMINGER, Der Mensch - eine Marionette der Evolution? 1983;

E. QUAMBUSCH, Recht und genetisches Programm, 1984.

Zur Philosophie der Evolution

Dr. Dr. habil. Otto Peter Obermeier

1. Bewegung als Offenheit

Obleich die erste Evolutionstheorie, die diesen Namen im modernen Sinne verdient, 1809 von de Lamarck vorgelegt wurde, springe ich sofort zu Darwin, der primär einmal fasziniert war vom Prinzip der Differenzierung, die eine Art untereinander aufweist, bedingt durch die diversen Umstände, wie Lamarck dies ausdrückt. Heute nennen wir diese sog. diversen Umstände "Umwelt". Und hingeleitet durch seine Beobachtungen kam Darwin zu der Hypothese, daß auch Arten, also ehemals Konstantes, sich in Bewegung befindet. Er entdeckte die Transmutation bzw. die Evolution der Arten. Einige Jahre später fand er auch das Prinzip, das gleichsam die Arten in sich umformender Bewegung hält, die natürliche Auslese bzw. die Selektion. Greifen wir nun die vier wesentlichen Prinzipien der Darwinschen Konzeption heraus, um an ihnen das Revolutionäre dieses Konzepts zu demonstrieren und einige Konsequenzen aufzuzeigen.

1.1. Da ist die Entwicklungshypothese, d.h. daß die Welt schlechthin kein geschlossenes zyklisches Unternehmen ist, sondern ein offenes, nicht eindeutig zielgerichtetes. Die Arten, sprich das Wesen oder die Form, ändern sich unaufhörlich, und das ist nun wahrhaft revolutionär. Wieso eigentlich? Nun, die Form war, modern ausgedrückt, so etwas wie das sich bei jeder Bewegung durchhaltende genetische Prinzip. Sie ist die Bedingung der Möglichkeit jedes Seienden, und wer auch immer über etwas spricht, setzt die Gültigkeit dieser diversen Prinzipien voraus. Später, nämlich bei Kant, gibt es sehr wohl so etwas wie Nachfolger dieser Formen, allerdings anthropozentristisch gewendet, nämlich in Gestalt der Bedingungen der Möglichkeit, z.B. des Erkennens, die diversen Aprioris. Da es aber diese Aprioris sind, die "etwas", sprich Seiendes für uns, erzeugen, möchte man wohl meinen, diese Prinzipien bleiben konstant, denn sonst bleibt auch die sog. Realität nicht konstant. Daß z.B. ein Baum plötzlich kein Baum mehr sein soll, ist für viele wohl undenkbar. Aber auch die diversen Aprioris bleiben zumindest, gemäß dem Konzept der offenen Bewegung, nicht konstant. Auch an der Dynamik der Theorien innerhalb des Wissenschaftssystems läßt sich das Gesagte an einem Beispiel



demonstrieren. Die sog. normal science, also jene Tätigkeit, die sich mit dem Auffüllen des Puzzles, genannt Wissenschaftsparadigma, beschäftigt, ist dann nichts anderes als eine Bewegung innerhalb einer Art, die revolutionary science, der Paradigmawechsel, ist dann die Entstehung einer neuen Art bzw. der Untergang einer alten.

Daß sich auch sog. Konstituentien ändern, bei natürlichen Wesen genauso wie bei kognitiven Gebilden des Menschen, ist nun wahrlich radikal bzw. intuitiv, wohlgermerkt intuitiv nicht so leicht zu akzeptieren. Es bedeutet doch für eine gewisse Art häufig eine Katastrophe, denken Sie nur an das Verschwinden irgendeiner Spezies auf diesem Planeten, denken Sie auch daran, ob es überhaupt möglich ist, Hintergrundwissen und -werte einfach auszutauschen, um ein Beispiel aus der kognitiven Evolution zu nehmen. Das Entscheidende an diesem Prinzip sehe ich nicht so sehr darin, daß die Welt sich in permanenter Entwicklung befindet, sondern darin, daß eine neue Art der Bewegung zum Durchbruch kommt, nämlich - wie ich es nenne - Bewegung als Offenheit. Die Entwicklung bzw. Bewegung wurde also von der physei (von Natur gegebenen) Zielgerichtetheit abgenabelt, von der Teleologie mit fester Zielvorgabe. Wenn Sie so wollen, ist Bewegung als Offenheit so etwas wie Gerichtetheit ohne Richtung, und diese Offenheit geht an die Wurzeln des klassischen Seinsverständnisses, ist also radikal. Sie impliziert auch keinen ontologischen Optimismus, keine Bestandsgarantie für irgendeine biologische Art, und das schließt Rückentwicklungen und Katastrophen mit ein. Umgekehrt ist die Zukunft durch diese Offenheit nicht mehr verstopft. Alles ist quasi wieder möglich, jede ontische Festlegung wieder änderbar.

1.2. Das zweite Prinzip bezeichne ich als die Kontinuitätshypothese. Dies ist alt und in der Biologie einesteiis wohlgeleitten, anderenteils erbittert bekämpft. Die sog. Sprungtheorien, also die Verfechter von Entwicklungssprüngen, versuchten etwa die Sonderstellung des Menschen dadurch zu bewahren, daß er der Kontinuität der Entwicklung, sprich Abstammung vom Affen, durch einen Sprung, wohl nach oben, entkäme. Zugleich hätte man mit dieser Sprungtheorie so etwas wie eine ad-hoc-Theorie zur Wahrung des Essentialismus oder der Formenkonstanz zur Hand. Denn in einer Welt invarianter eidoi (Wesenheiten) läßt sich Neues nur durch spontane Sprünge oder Schöpfung plausibilisieren. Es ist daher ganz konsequent, daß auch Aristoteles an die generatio

spontanea glaubte. Das Kontinuitätsprinzip läßt sich in etwa so formulieren: "natura in operationibus suis non facit saltum" (Fournier). Dahinter steckt nicht nur ein Suchmuster, d.h. nach Gemeinsamen in der Gestalt wie in der Funktion von natürlichen Wesen zu suchen, denn es gibt keine zusammenhanglosen Sprünge, sondern auch so etwas wie eine Anschlußrationalität bzw. Anschlußzwang. Die radikale Offenheit, sprich Zufall, wird eingeeengt durch das, was je schon war, durch das, was ist und zumindest, die soziokulturelle Evolution betreffend, das, was antizipiert wurde. Damit ist die Kluft, die zwischen Zufall und Notwendigkeit klafft, gleichsam mit einer Brücke verbunden, nämlich durch den Zwang jedes Seienden, trotz aller Offenheit an das anzuschließen, was ist. Übrigens wird damit auch der Status von Zufall und Notwendigkeit relativiert.

1.3 Das dritte Prinzip sehe ich als eine biologisierte Spielart der Kontinuitätshypothese an, die ja viel universellerer Art ist. Es ist die These von der gemeinsamen Abstammung, d.h. daß z.B. Klassen, etwa Mammalia oder Insecta von je einer Urart abstammen. Nimmt man dieses Prinzip ernst, so trifft es auch den Menschen. Daß dies auch heute mitunter noch als Beleidigung der menschlichen Rasse angesehen wird, ist klar. Daß daraus gewisse Schwierigkeiten mit traditionellen religiösen Vorstellungen erwachsen, ebenfalls. Irgendwo findet sich in der These von der gemeinsamen Abstammung doch wieder so etwas wie eine Formenlehre bzw. Archetypenlehre wieder, eine Uridee, die gleichsam plastisch ist und aus sich heraus die Vielfalt einer biologischen Klasse erzeugt, eine Vielzahl von Verzweigungen wie die Äste eines Baumes. Auch dieses Prinzip sollte nicht unterschätzt werden. Nicht nur, daß es so umstrittene Sätze wie "die Ontogenese ist die verkürzte Rekapitulation der Phylogenese" plausibel macht, sondern es steht weiter ein gewisser Einheitsgedanke dahinter, etwa der Gedanke eines einheitlichen Bauplans innerhalb der Natur bzw. Klassen von biologischen Wesen.

1.4 Die letzte Hypothese, die sog. Selektionshypothese, ist ebenso wie die These von der offenen Entwicklung der Welt von höchster Bedeutung. Sie besagt, daß evolutionäre Änderungen, etwa die Entstehung einer neuen Art bzw. der Untergang einer alten, das Ergebnis eines selektiven Prozesses sind, der in verschiedenen Stufen abläuft. Zum einen werden innerhalb einer Spezies eine Unzahl von Merkmalsveränderungen produziert (=Variabilität); zum anderen werden diese Merkmalsveränderungen von Arten nach Selektionsprinzipien sortiert (struggle for life), wobei von der Überproduktion an Nachkommen jene am ehesten überleben, sich fortpflanzen und Nachkommen hinterlassen, die ihrer Umwelt am besten angepaßt sind, z.B. in bezug auf Klima, Mitkonkurrenten,

Feinde etc. Damit wären wir bei dem Deierschritt: Variabilität, Selektion, Stabilisierung oder Reproduktion.

Übrigens ist es vom Konzept her unbedeutend, ob Variabilität, Selektion und Stabilisierung erst bei phänotypisch feststellbaren Merkmalen angesetzt wird oder "intrinsisch", etwa schon bei der Meiose, also der sog. Reduktionsteilung oder der Vereinigung von Samen und Eizellen etc. Bedeutsam erscheint mir, daß es das Treffen eines Zieles im Sinne einer Perfektion nicht gibt, daß nicht nur eine Möglichkeit zur Bewältigung eines Problems existiert, sondern ein ganzes Bündel von Kombinationen. Ebenso wird über das Prinzip Selektion "Umwelt" eingeführt, und Umwelt gibt nur Sinn, wenn sie systemreferentiell gedacht wird mit all den daranhängenden Konsequenzen. Was heißt dies? Für ein Interaktionssystem wie wir es hier sind, sind wir Menschen Umwelt und nur der spezifische Kommunikationsstrang ist System.

2. Einige Konsequenzen

Ich möchte jetzt die meist en passant eingeführten Konsequenzen skizzieren, und zwar Konsequenzen, die die Art der Theorienkonstruktion betreffen, ihre Expansionskraft und schließlich die ethischen Aspekte.

2.1 Zur Konstruktion dieser Theorie

Offensichtlich handelt es sich bei diesen Prinzipien nicht um Aussagen, die direkt Beobachtbares wiedergeben, vielmehr werden beobachtbare Phänomene mit diesen Prinzipien geordnet, interpretiert und spezielle Zusammenhänge entdeckt, eine neue Seinsicht konstituiert. Solche Prinzipien stellen erst den Rahmen für Operationen zur Verfügung, die man unter Begriffen wie Experiment, Bewährung, Falsifikation führt. Überdies produzieren solche Prinzipien, angewandt auf je konkrete Fälle, selbstredend nur das, was in ihnen steckt. Wer die Welt nach Ursache und Wirkung absucht, wird nur solche Zusammenhänge finden. Ob solche theoriengenetischen Kerne überleben, das ist ein höchst komplexer Vorgang und hängt auch von gesamtgesellschaftlichen Erwartungs- und Nutzungshaltungen ab und nicht nur von der Stingenz und Logik. Instrumentalisiert lassen sich diese Prinzipien als Suchmuster auffassen, mit denen wir gewisse Phänomenbereiche absuchen. Suchmuster sind umweltabhängige, selbstorganisierende Schematismen. Sie produzieren eine suchmusterabhängige Wirklichkeit, z.B. eine biologische bzw. soziale Wirklichkeit, und damit ihren Gegenstand, und die je speziellen Theorien. Diese Suchmuster bestätigen, modifizieren und dynamisieren sich über ihre eigene Wirklichkeit und über ihre Produkte, etwa der Theorie der

vergleichenden Morphologie etc., selbst. Jedes konkrete Ergebnis, das über diese Prinzipien hergestellt wurde, ist dann eine Selbstbegegnung: Kiemenrudimente am Hals des Menschen sind dann eine konkretisierte Wiederbegegnung der evolutionären Prinzipien.

2.2 Zur Expansionskraft dieser Theorie

War der Gedanke der Evolution zu Beginn in etwa auf die biologische Evolution beschränkt, so diffundierte diese Konzeption rasch in den soziokulturellen Bereich, so daß wir heute von soziokultureller Evolution sprechen. Und auch der Gegenstandsbe- reich, den man sehr mißverständlich präbiontisch nennt, etwa der Bereich der Moleküle, wurde in diese Betrachtungsweise miteinbezogen, so daß so etwas wie eine Evolutionstheorie von Makromolekülen existiert.

2.3 Zum ethischen Aspekt dieser Theorie

Das Interessante am Selektionsprinzip ist, daß hiermit explizit Werte in das Suchmuster eingebaut werden, denn jede Selektion ist eine Wertung, daß auch über die Qualität der Werte eine Aussage gemacht wird, nämlich das, was überlebt, d.h. das, was über einen reproduzierbaren Informationspool verfügt, ist wertvoll, daß aber diese nur einer inneren Wertelogik folgende Opportunität selbstredend für ethische Betrachtungen völlig unbefriedigend ist. Denn Evolution ist, wie G. G. Simpson das ausdrückt, "rücksichtslos opportunistisch"; sie fördert jene Variationen, die gegenüber ihren Artgenossen Überlebensvorteile be-

sitzen. Jedenfalls gibt uns das Selektionsprinzip, obgleich es ein Wertungsprinzip ist, nichts an die Hand über die Qualität, über den Wert dieses Prinzips selbst zu werten. Woher also auf Erden diesen Maßstab nehmen? Die eine Möglichkeit wurde ja bereits angedeutet. Die aus dem Prozeß der Evolution stammende situative, radikale Opportunität, die ja nichts anderes darstellt als ein sich Zuwenden zu funktionellen Werten, ist schlichtweg zu akzeptieren, d.h. aber auch unendlich viel Leid tatenlos hinzunehmen. Wenn aber die funktionellen Werte nicht befriedigen, so bleibt uns noch die Dezision, das Setzen von Werten, wobei es dann übrigens interessant ist, daß sich das Selektionsprinzip wiederholt. Nicht "struggle for life", sondern "struggle for values", der Kampf um letzte Werte beginnt. Übrigens ein gutes Beispiel dafür, wie sich ein Prinzip, das Selektionsprinzip, konkretisiert wiederbegegnet. Aber auch dieser Dezisionismus befriedigt nur bedingt, der Mensch weiß nun, daß er funktionellen Werten unterliegt, und Werte setzen muß, um zu funktionieren. Alles andere ist wegge- fegt. Der Mensch weiß nun, "daß er seinen Platz wie ein Zigeuner am Rande des Universums hat, das für seine Musik taub ist und gleichgültig gegen seine Hoff- nungen, Leiden oder Verbrechen" (J. Monod, Zufall und Notwendigkeit, München 1975, S. 151). Es gibt aber noch eine dritte Möglichkeit, auf die ich zumin- dest hinweisen möchte. Die christlich-abendländische Tradition verfügt über Werte, die den Menschen nicht nur zum gebietslosen Zigeuner in einem sich gemäß funktioneller Werte entwickelnden Universum ab- stempelt, sondern fähig sind, verbunden mit der Kraft des Glaubens, ihm eine Heimat zu geben, der evolutio- nären Ziellosigkeit ein Ziel zu zeigen.

Ursprung und Wandel der Sprache durch die Brille des Evolutionisten

Prof. Dr. Hans Jürgen Heringer

Die Frage nach dem Ur- sprung der Sprache hat die Menschen immer wieder beschäftigt. Die Antwor- ten lassen sich auf zwei Schemata reduzieren: Spra- che ist erfunden oder Sprache ist entstanden. So war Condillac im 17. Jahr- hundert beispielsweise der Überzeugung, die Sprache sei erfunden. Auch Herders berühmte Abhandlung über den Ursprung der Sprache (1770) war eine Antwort auf die Preisfrage der



Berliner Akademie nach der Erfindung der Sprache, die er dahingehend beantwortete, daß die Menschen mit ihrer Reflexionskraft darauf gekommen seien. Eine andere Auffassung, die sich in der Geschichte findet, ist die, daß man sagt, die Sprache sei entstan- den; sie habe sich irgendwie mit der menschlichen Spezies zusammen entwickelt. Diese beiden Antwort- typen sind sozusagen die Grundansichten, und sie beruhen auf einem generellen Gegensatz, der sich durch die ganze abendländische Geschichte zieht: Es ist einerseits die Erklärung sozialer Phänomene als künstlich oder artifizuell, andererseits als natürlich.

Was die Erfindung der Sprache betrifft, karikiert der

Philosoph O. Quine eine gängige Ansicht so: "Als Kind stellte ich mir die Entstehung der Sprache so vor, als sei unsere Sprache einst von einem Plenum von Ratsherren, die wie bei Rembrandt würdevoll aufgereiht an einem Tisch saßen, festgelegt und verordnet worden." Muß man sich nicht an dieser Stelle fragen, welche Sprache haben denn die Herren bei der Verhandlung gesprochen? Wenn man sich das überlegt, dann kommt man darauf, daß natürlich diese Ansicht über die Entstehung der Sprache nicht sehr weit führen kann, denn entweder braucht man sozusagen einen deus ex machina für die Erklärung, oder aber man setzt alles schon voraus, was man erklären will.

Zwischen beiden Erklärungsarten schwankt der kluge Johann Paul Süßmilch, wenn er in seiner Arbeit über den Ursprung der Sprache (1773) argumentiert, die Sprache sei von Gott erfunden und den Menschen gegeben, andererseits unter Berufung auf seinen Lehrer diese Ansicht differenziert. Und so heißt es, die Sprache könnte langsam im gesellschaftlichen Umgang und Zusammenleben der Menschen entstanden sein. Langsame Entwicklung ist natürlich Evolution.

Nun stehen einer solchen Erklärung als evolutionäre Entwicklung bestimmte Vorurteile im Wege, insbesondere das, daß weitgehend angenommen wird, Evolution sei per se biologische Evolution. Doch ich sehe - übrigens mit anderen - Evolution als ein Erklärungsschema, ein Erklärungsschema, das man auch auf kulturelle Vorgänge übertragen kann. Eine Gegenüberstellung wird die Parallelen demonstrieren: Die Darwinsche Theorie besteht wesentlich darin, daß er davon ausgeht:

- (1) Es gibt eine Menge von Individuen, z.B. Tiere oder Pflanzen, die sich fortpflanzen.
- (2) Bei dieser Fortpflanzung gibt es Mutationen.
- (3) Aus dieser gesamten Menge wird nun selektiert nach Lebenstüchtigkeit.

Übertragen auf eine kulturelle Evolution würde dies bedeuten, daß die Individuen Ideen sind:

- (1) Basis der ganzen Geschichte ist die Menge der Ideen, die in einer Kultur, in einer Gemeinschaft kursieren oder diese Kultur ausmachen.
- (2) Neue Ideen, die entstehen, sind Mutationen, die mögen nun mehr oder weniger plausibel sein.
- (3) Die plausibelsten Ideen überleben, werden verbreitet und unplausible geraten in Vergessenheit.

Wenn es also nicht blinde Natur, wie es oft heißt, gewesen ist, sondern irgendeine intelligente Natur, wie

Süßmilch auch sagt, die dafür verantwortlich ist, daß die Sprache entstanden ist, dann bleibt ja doch die Frage, wie denn diese intelligente Natur beim Sprachursprung und Sprachwandel wirkt. Wir können darüber wenig sagen, weil wir bei der Entstehung nicht dabei gewesen sind. Alles, was wir tun können, ist, wir können darüber spekulieren; wir haben gewisse Ansichten darüber, was denn nun wichtige Eigenschaften der Sprache sind und wir überlegen, wie diese Eigenschaften entstanden sein könnten. Das will ich an einem einfachen Stück spekulativer Geschichte vorführen.

Urgeschichte

Versetzen wir uns zurück in die Zeit unserer Urahnen. Sie waren plappernde Wesen. Sie plapperten, brabbelten, jabbelten, schnabbelten ständig vor sich hin wie Kleinkinder. Oder sie sangen und jubilierten den ganzen Tag wie die Vögel. Natürlich gab es auch härtere Stunden, etwa wenn ein Feind sich näherte, dann stießen sie spitze Schreie aus. Diese Schreie waren natürlicher Ausdruck. Sie waren keine Zeichen oder Symbole, vielmehr Symptome, natürliche und kausal bedingte Begleiterscheinungen des Schreckens und der Angst. Wenn einer einen schrillen Schrei ausstieß, wußten die anderen aus Erfahrung, daß Gefahr drohte. Mit der Lernfähigkeit, die sie schon besaßen, hatten sie den Zusammenhang gelernt, daß unmittelbar auf die Schreie in der Regel Schlimmes folgte, Gefahr für Leib und Leben drohte.

Nun war einmal einer unter den Tiermenschen, der aus Versehen einen schrillen Schrei ausstieß, er hatte einen Schatten für einen Tiger gehalten, es war aber gar keiner da. Auf seinen Schrei hin zerstob die Horde in alle Richtungen. Sie ließen das Fressen liegen, der Schreier hatte es allein.

Dieser Lauf der Dinge gefiel ihm. Das nächste Mal schrie er wieder, ohne daß ein Feind in Sicht war. Er hatte gelernt, daß man die Schreie mit Absicht hervorbringen konnte, sie waren für ihn nicht mehr reine Symptome.

Mit diesem Stand der Dinge sind wir natürlich noch nicht bei menschlicher Verständigung angelangt. Der Rest der Horde lebte ja noch im (unschuldigen?) Naturzustand. Praktiziert unser Schreier die Täuschung allerdings öfter, wird nicht ausbleiben, daß sie ihm auf die Schliche kommen. Sie bemerken, daß sein Schrei nicht kausal mit den schlimmen Folgen verbunden ist und daß der Schreier mit seinem Schreien etwas bezweckt: A schreit, damit die anderen weglaufen.

Wir können diese Situation wie folgt charakterisieren:

- (I) A weiß, daß die anderen weglaufen, wenn er schreit.
- (II) Die anderen wissen, daß A weiß, daß sie weglaufen, wenn er schreit.

Durch das Erreichen dieser zweiten Stufe wird A nicht mehr viel Erfolg mit seinen Schreien haben. Aber offensichtlich ist hier zum ersten Mal so etwas gelungen wie eine Mitteilung, da die anderen durch den Schrei etwas über A's Absichten erfahren können. Damit aus dieser Art Mitteilung tatsächlich eine Mitteilung wird, muß mindestens eine dritte Stufe erreicht werden, nämlich die, daß A seine Schreie auch produziert zum Zwecke der Mitteilung. Sobald A erkennt, daß seine Stammesgenossen seinen Trick durchschaut haben, kann er natürlich nicht mehr mit der gleichen Absicht, nämlich der Täuschungsabsicht, schreien. Wenn er jetzt schreit, so weiß er, daß die anderen die Absicht seines Schreiens kennen. Und genau dies eröffnet eine neue Qualität.

Diese dritte Stufe können wir wie folgt beschreiben:

- (I) A will, daß die anderen weglaufen, wenn er schreit.
- (II) Die anderen wissen, daß A will, daß sie weglaufen, wenn er schreit.
- (III) A weiß, daß die anderen wissen, daß er will, daß sie weglaufen, wenn er schreit.
- (IV) Die anderen wissen, daß A weiß, daß sie wissen, daß er will, daß die anderen weglaufen, wenn er schreit.

Jetzt hat die Sache den Rang der Verständigung erreicht, Täuschung ist nicht mehr im Spiel. Der Schrei kann nur noch eine echte intentionale Warnung sein, bei der man nun auch sagen kann, daß die anderen sie verstehen und daß A damit rechnet, daß die anderen sie verstehen. Damit sind wir zwar noch lange nicht bei unserer Sprache, aber mit diesem Stand der Dinge ist eine Abnabelung von der Natur erreicht. Aus natürlichen Symptomen sind arbiträre, wie wir sagen, intentionale Zeichen geworden, die nicht mehr diesen Wesen angeborene Äußerungsmöglichkeiten darstellen, also auch einzeln nicht mehr biologisch bedingt sind, sondern sich außerhalb und unabhängig von genetischen Anlagen entwickeln können. Zur genetischen Evolution der Symptomschreie konnte so eine zweite, eine kulturelle Evolution hinzutreten.

Darwins Erklärungsschema und die Sprache

Dazu möchte ich noch etwas genauer eingehen auf das evolutionäre Erklärungsschema und besonders

darauf, wie es auf die Sprache angewendet werden könnte. Im folgenden habe ich das Darwinsche Erklärungsschema und seine Anwendung auf die Sprache gegenübergestellt: (s. Tabelle S. 21)

Die Stufe drei ist also sozusagen entstanden; es spielte keine menschliche Absicht eine Rolle, aber es wurde in einem gewissen Sinne doch von Menschen gemacht: a product of human action but not of any human design.

“Die unsichtbare Hand”

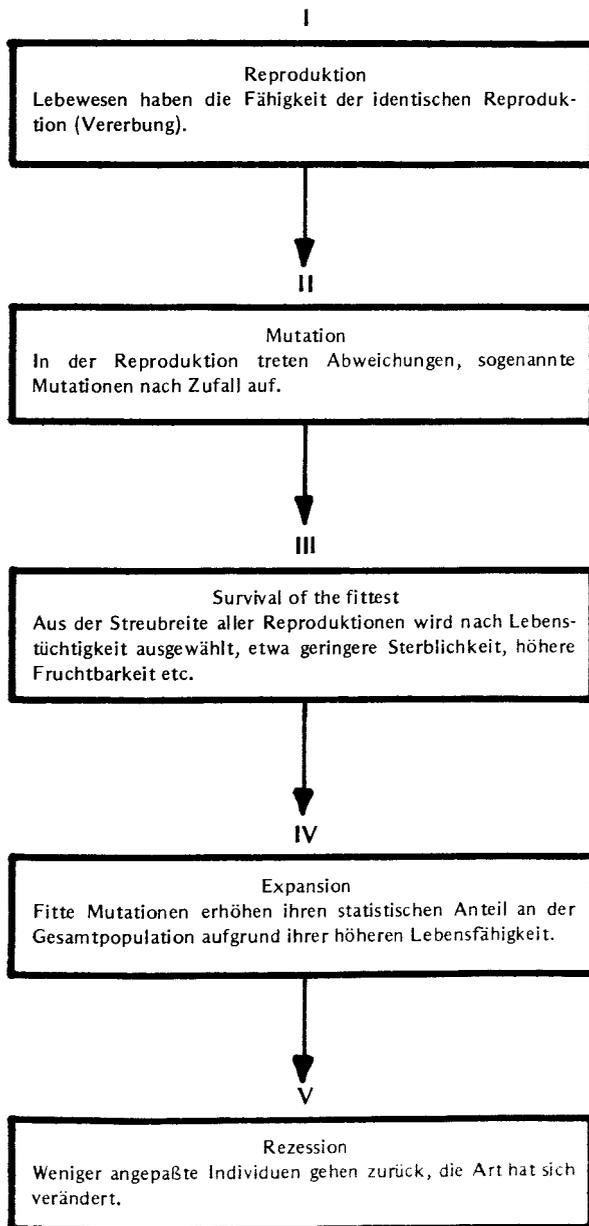
Damit wäre ich bei einem Schlagwort, das ein mir liebes Erklärungsschema bezeichnet. Es handelt sich um ein Erklärungsschema, das überall dort angewendet werden kann, wo die Frage auftaucht, ob eine Erscheinung als “natürlich” oder von Menschen “gemacht” erklärt werden kann. Das Erklärungsschema der unsichtbaren Hand besteht im wesentlichen aus drei Stufen.

- Stufe 1: Handlungen verschiedener Individuen, die entweder unabhängig voneinander sind oder aufeinander bezogen, aber nicht als Ziel den Zustand der letzten Stufe haben.
- Stufe 2: Ein Prozeß, der die Ergebnisse und Konsequenzen der Akte akkumuliert oder filtert zu einer Resultante R.
- Stufe 3: Eine Resultante R (Zustand oder Ereignis) mit einer sinnvollen Ordnung, die nicht Ziel oder Ergebnis der Einzelakte der Individuen ist.

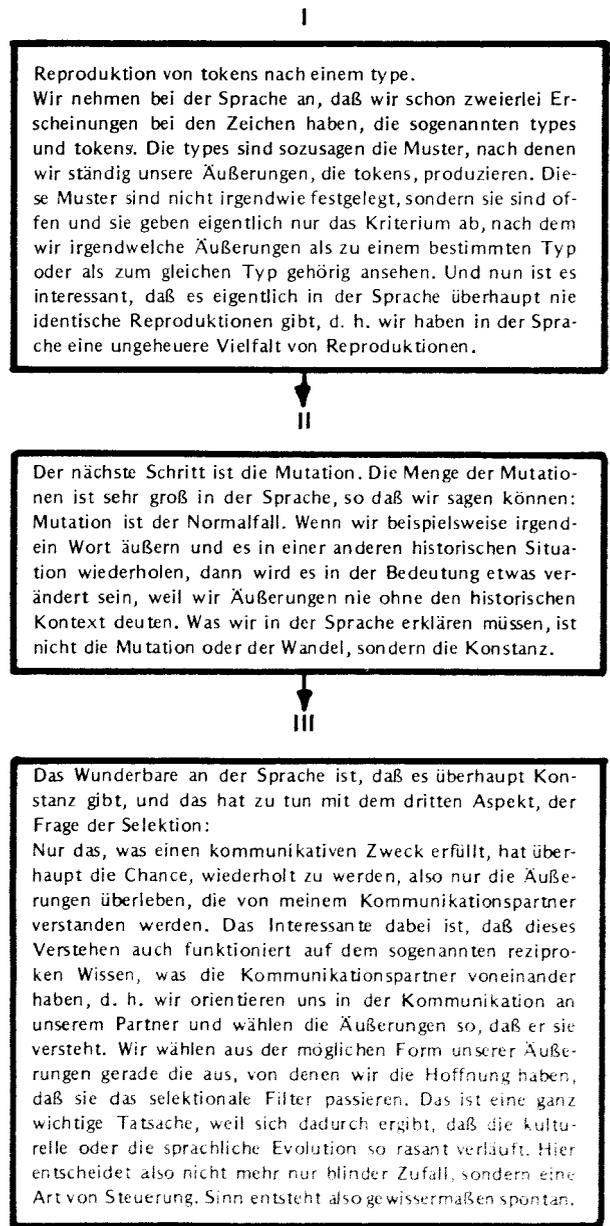
Wichtig ist für diese Erklärung erstens anzuerkennen, daß es Konsequenzen von Handlungen gibt über das direkte und intendierte Ergebnis hinaus, und daß es sich bei der Resultante nicht einfach um die Konsequenzen der Einzelhandlungen dreht, vielmehr ein zusätzlicher Prozeß abläuft, der die Einzelhandlungen und ihre Konsequenzen verwebt. Dieser Prozeß ist nicht eine schlichte Summierung oder Verstärkung, er kann ein Gleichgewichtsprozeß sein, der dadurch wirkt, daß jede Handlung der Stufe 1 auf eine andere wirkt, so daß sich ein Gleichgewichtszustand ergibt, er kann auch eine Art Filter sein, wie etwa in der genetischen und semantischen Evolution (Heringer 1983).

Wichtig ist weiter, daß die Handlungen in Stufe 1 als einzelne nicht das Ergebnis in Stufe 3 haben, sondern nur gemeinsam. Da es sich aber in Stufe 1 um Handlungen handelt und jede Handlung an der Resultante beteiligt ist, kommt das seltsame Flimmern unseres Verständnisses zustande, nach dem man

Darwins Erklärungsschema



angewandt auf die Sprache



Die Punkte IV und V sind hier weniger von Interesse.

durchaus locker sagen kann, daß die Individuen die Resultante machen, aber genauso gut und locker auch sagen kann, daß sie sie nicht machen. Dies ist aber die typische Kontroverse in der Erklärung solcher Phänomene, wo die einen behaupten, die Handelnden würden sie machen, und die anderen dies bestreiten und (vielleicht) zu einem übernatürlichen Schöpfer Zuflucht nehmen.

Die entscheidende Komponente der Unsichtbaren-Hand-Erklärung ist der Prozeß der Stufe 2. Er liefert sozusagen die spekulative Chronik der Genese und ist uns meistens unbekannt, während die einzelnen Handlungen der Stufe 1 und die Resultate in Stufe 3 uns leicht zugänglich sind. Der eigenartige Reiz dieser Erklärung beruht darin, daß sie realistisch ist,

- weil sie den handelnden Individuen nur jene Absichten zuschreibt, die sie sinnvollerweise haben können;
- weil sie nicht einfach einen Schöpfer, einen deus ex machina postuliert.

Da wir selbst solche handelnden Individuen sind, spüren und wissen wir sehr gut, daß Schöpfungsabsichten keine Rolle spielen und die entsprechende Entwicklung sich notwendig vollzieht.

Man kann die Unsichtbare-Hand-Erklärung als genetische oder evolutionäre Erklärung ansehen, da sie die Genese der fraglichen Objekte aufdeckt und sie so erklärt. Sie ersetzt damit vorgängige Hypostasierungen und versucht, die zu erklärenden Erscheinungen nicht schon als Beschreibung der Motive der Handelnden vorauszusetzen, vermeidet also letztlich jene zirkulären Erklärungen, die etwa die Entstehung sprachlicher Zeichen als bewußtes Lancieren dieser Zeichen durch Individuen darstellen, ohne aber zu sagen, wie denn jene Intentionen der Individuen entstehen, die den neuen Zeichen oder Zeichenverwendungen zugrundeliegen.

Zusammenfassend kann man sagen, daß der Sprachwandel keine Schöpfung ist, sondern daß er, ganz evolutionär betrachtet, aufbaut auf Bestehendem, daß

er keine Sprünge macht, sondern in infinitesimalen Schrittschritten funktioniert. Dieser ganze sprachliche Kosmos von tokens ist sozusagen nach hinten offen, es werden ständig neue dazukommen, aber der Wandel ist nicht gerichtet. Es ist auch nicht bekannt, ob ein Wandel ein Fortschritt oder ein Rückschritt ist, weil eben die sprachliche Evolution auch kein vorgezeichnetes Ziel hat. Man kann sogar nicht einmal sagen, daß die fittesten Mutanten überleben, sondern es ist das Prinzip survival of the survivors, also was überlebt, überlebt.

Zu unserem Verhältnis zur Sprache, evolutionär betrachtet, könnte man sagen, daß unsere Sprache sich irgendwie von innen her entwickelt hat. Der Sinn wurde sozusagen von innen aufgeblasen, wir alle stecken in diesem großen Sinnballon drin und sehen seine Grenzen nicht. Wir sehen überhaupt keine Grenzen der Sprache, und wir können vor allen Dingen die ganze Sprache nicht von außen irgendwie beurteilen. Wir können nicht außerhalb von Sprache über Sprache reden, das ist menschenunmöglich, und deshalb können wir auch nicht ohne Sprache die Sprache bewerten. Die Sprache ist eben so, wie sie ist. Es könnte nun sein, daß wir sagen, Manipulationen an Sprache seien darum nicht vertretbar. Dazu muß ich sagen, daß ich die Sorge nicht teile, denn ich glaube, daß auch die Manipulation letztlich der Evolution unterliegt.

Geodynamik – Ökodynamik

Energetische/ökologische Aspekte der Entwicklung der Erde
Prof. Dr. Gerhard Vorndran

Jeder weiß, wie rasch die wirtschaftliche, technische und wissenschaftliche Entwicklung fortschreitet. Das ist bemerkenswert! Es muß sich um eine außergewöhnliche Periode handeln, in der es möglich ist, mit einigen Jahrzehnten eigener Lebenserfahrung einen Entwicklungstrend in der 4,6 Ga (1 langen Erdgeschichte) zu erkennen.



Diese Entwicklung ist untrennbar mit dem exponentiell zunehmenden Energiepotential des Menschen verbunden. Der Verbrauch an Primärenergie nimmt pro Kopf der ebenfalls exponentiell wachsenden Weltbevölkerung zu. Darüber hinaus gehört zum anthro-

pogenen Energiepotential alles, was - gezielt eingesetzt - geeignet ist, Arbeit zu verrichten: Nahrungsmittel ebenso wie Maschinen, Rohstoffe u.a.

Im Zusammenhang mit der Entwicklung der Erde stehen jedoch die Energiequellen, die das Evolutionsgeschehen über weit mehr als 99,99 % des Erdalters allein gesteuert haben, im Vordergrund. Dazu gehören neben den Gravitationskräften, der Corioliskraft, der Wirkung des Erdmagnetfelds, sowie dem Meteoriteneinfall vor allem die Geothermik (einschließlich Vulkanismus, Erdbebenaktivität und Tektonik) und die Strahlungsenergie der Sonne für die Erwärmung der Erdoberfläche, für die Photosyntheseleistung, sowie für die Aufrechterhaltung des globalen Wasserkreislaufs und der planetarischen Zirkulation.

Von den dynamischen Systemen, die bei der Entwicklung der Erde zusammenwirken, ist die Biosphäre das

jüngste. Trotzdem hat gerade sie eine herausragende Bedeutung. Durch die Existenz von Leben unterscheidet sich die Erde von allen übrigen Planeten unseres Sonnensystems. Außerdem übertrifft die Vielfalt der biosphärischen Wechselbeziehungen diejenigen der anderen Sphären bei weitem. Besonders zahlreich sind die Wechselbeziehungen der Biosphäre mit den physikalischen Sphären - der anorganischen Umwelt. Deshalb können die jüngsten 600 Ma (2 des Erdalters als Zeitraum dominierender Ökodynamik bezeichnet werden. Je weiter man in die erdgeschichtliche Vergangenheit zurückgeht, umso stärker dominiert das vom Leben wenig oder nicht beeinflusste geodynamische Entwicklungsgeschehen.

Der endogene Energiefluß hat im Laufe von 4,6 Ga abgenommen. Belege dafür sind der Rückgang der Erdoberflächentemperatur von der Schmelztemperatur des Eisens bei 1535° C auf die heutige globale Mitteltemperatur von 15° C oder die Abnahme der Zahl der Orogenzonen bis auf zwei, den eurasischen und den zirkumpazifischen Faltengebirgsgürtel.

Die ältesten Gesteine der kontinentalen Kruste, die bisher auf Grönland und in Australien gefunden wurden, sind 3,8 Ga alt. Es sind Metamorphite, die aus Sedimenten hervorgegangen sind. Die Prozesse der Gesteinsbildung und Abtragung müssen also noch älter sein. Um 2,8 Ga BP (3 waren wahrscheinlich schon 80 % der kontinentalen Kruste gebildet. Im weiteren Verlauf der Erdgeschichte haben sich die Kontinentalplatten zweimal zu einem Superkontinent vereinigt, in der Zeit vor 1,5 - 1,0 Ga und gegen Ende des Karbons. In beiden Fällen waren die großen Festlandsmassen gegenüber den Konvektionsströmungen im oberen Erdmantel zu wenig stabil und wurden wieder aufgebrochen.

Vulkanismus geht seit dem Archaikum mit Krustenbildung einher. Ein 3,6 Ga alter Gesteinsfund aus Tansania ist als Indiz für den Entwicklungsgang, der letztlich Leben ermöglichte, besonders wichtig. Es handelt sich um Kissenlava, die beim Erkalten in Wasser entsteht. Zu dieser Zeit muß also bereits eine Hydrosphäre existiert haben. Die noch ältere Uratmosphäre entstand durch Entgasung. Ihr fehlten Wasserdampf und Sauerstoff. Entscheidende Grenzen auf dem Weg zur Bildung einer Erdhydrosphäre waren die Unterschreitung der kritischen Temperatur von 374° C, von der an erst die chemische Reaktion zu Wasserdampf einsetzte, und etwas später die Unterschreitung der Siedetemperatur des Wassers, von der an Kondensation und das Ausfallen von Niederschlag aus der Atmosphäre möglich wurde. Dieser Zustand muß vor etwa 4 Ga erreicht worden sein. Nur 400 Ma später gab es bereits hydrosphärische Ozeane. Das Temperaturniveau lag nach Gesteinsanalysen nur noch wenig über 50° C (4.

Die erste Vereisung der Erde trat vor mind. 2,3 Ga auf. Das bedeutet, daß sich die Oberflächentemperaturen der Erde über 2,3 Ga nur um \pm wenige Grad verändert haben. Das ist eine erstaunliche Temperaturkonstanz, denn der geothermische Wärmestrom ging merklich zurück; die Solarenergie nahm zu. Außerdem hat der globale Energiehaushalt über Albedoschwankungen oder durch die biosphärische Evolution Änderungen erfahren. Zwischen der älteren Vereisung und derjenigen des Känozoikums lagen zahlreiche weitere Vereisungs- und Kälteperioden. Sie dauerten stets höchstens einige 10 Ma. Während 80 - 90 % des Zeitraums der letzten 2,3 Ga herrschten Warmzeiten mit eisfreier Erde.

Geologische Zeittafel

Zeit	Ära	10 ⁶ a Bp	Periode
Phanerozoikum	Känozoikum	0	Quartär
		2,5	Tertiär
	Mesozoikum	65	Kreide
		140	Jura
		195	Trias
		225	Perm
		280	Karbon
		350	Devon
		395	Silur
		435	Ordovizium
Präkambrium	Proterozoikum	500	Kambrium
		570	
	Archaikum	2500	
		4600	

Leben....

Mit der Ausbildung einer "lebensfreundlichen" Hydrosphäre und ebensolchen klimatischen Bedingungen waren wichtige Voraussetzungen für die Entwicklung des Lebens gegeben. Die bisher ältesten Spuren primitiven Lebens wurden in 3,5 - 2,8 Ga alten Gesteinen Australiens gefunden. Es sind sedimentäre Strukturen, die Stromatolithen gleichen, Hinweise auf fädige Bakterien und Spuren der ersten Mikroflora. Die ersten zweizelligen Mikrofossilien (2,6 Ga BP) wurden in Südkanada nachgewiesen (4. Aus dieser Zeit liegen auch die ersten sicheren Hinweise vor, daß sich biologisch gebildeter freier Sauerstoff in der Atmosphäre anzureichern beginnt. In den letzten 100 Ma des Präkambriums begann sich das Leben fast explosionsartig zu entwickeln. Im Kambrium bildeten sich erstmals marine Arten mit Außenskelett. Ihnen folgten im Ordovizium die ersten Fische. In der geologisch kurzen Zeit zwischen 600 - 400 Ma BP erreichte der O₂-Pegel seinen heutigen Stand.

Im Silur eroberten die Pflanzen das Festland. Erste Landwirbeltiere traten im Devon auf. Das Karbon ist

durch die Baumriesen unter den Sporenpflanzen, durch das Auftreten der Nadelbäume und der Reptilien gekennzeichnet. Je näher wir der erdgeschichtlichen Gegenwart kommen, umso differenzierter wird die biosphärische Entwicklung und die Ökodynamik. Einige Schlüsselereignisse sind allgemein bekannt, etwa das Auftreten des Archaeopterix im oberen Jura oder das Aussterben der Dinosaurier am Ende der Kreide.

.... und Sterben

Artensterben ist ebenso Teil der Evolution wie das Auftreten neuer Arten. Der amerikanische Evolutionsforscher E. Mayr geht davon aus, daß 99,999 % aller Evolutionslinien, die die Erdgeschichte des Lebens hervorgebracht hat, wieder ausgestorben sind (5). Diesen Prozentsatz muß man sich in Relation zu den ca. 3 Millionen Arten vorstellen, die es um 1900 auf der Erde gab.

Drei Faunenschnitte sind besonders hervorzuheben. Sie markieren Beginn und Ende des Paläozoikums und des Mesozoikums. In diesen Fällen kam es zu einem massierten Aussterben von vielen, zuvor sehr erfolgreichen und charakteristischen Tiergruppen, sowie zu einem unmittelbar folgenden Entstehen neuer Arten, die die frei gewordenen ökologischen Nischen besetzen konnten (5).

Ursachen für Faunen- und Florensschnitte können, neben Umpolungen im Erdmagnetfeld oder dem Kippen der Rotationsachse der Erde, Änderungen bei fast allen Energiequellen sein, die im globalen Energiehaushalt Bedeutung haben. Globales Artensterben war wahrscheinlich überwiegend klimatisch bedingt und lief im geologischen Sinn rasch ab, d. h. innerhalb einiger 10^3 oder 10^4 Jahre. Daneben gab es auch katastrophenartig schnelles Artensterben, dann aber stets regional begrenzt, wie beim Riesereignis.

Einflußfaktor Mensch

Auch wir erleben einen Faunen- und Florensschnitt. In der Bundesrepublik Deutschland sind 1/3 der Arten aller Farn- und Blütenpflanzen ausgestorben, vom Aussterben bedroht oder gefährdet. Bei den Wirbeltieren liegt der Anteil zwischen 1/3 und 2/3. Besonders betroffen sind Säugetiere, Amphibien und ganz allgemein die Gesellschaften der immer seltener werdenden Feuchtbiootope (6). Nach übereinstimmenden Prognosen in den Mitteilungen des deutschen Forschungsdienstes von 1980 und in Global 2000 werden bis zur Jahrtausendwende 1/6 aller um 1900 auf der Erde existenten Arten ausgerottet sein. Das entspricht einem täglichen Verlust von 14 Arten!

Das Artensterben des 20. Jahrhunderts ist ein Novum in der Entwicklungsgeschichte der Erde:

- Es tritt global und katastrophenartig rasch auf.
- Es handelt sich um einen Faunen- und Florensschnitt, der auf den Festländern ebenso fortschreitet wie in den Weltmeeren.
- Es hat eine andere Ursache als alle früheren Artensterben: Es ist anthropogen bedingt - durch die Vermehrung der Weltbevölkerung, deren Ausbreitung über alle Klimazonen und den laufend steigenden Energieeinsatz.
- Die Möglichkeit des Abwanderns gibt es praktisch nicht mehr. Mindestens 600 Ma hatten die weniger spezialisierten Arten oftmals die Alternative zwischen dem Anpassen an sich ändernde Umweltbedingungen und dem Abwandern. Weil der Mensch inzwischen die potentiellen Ausweichräume selbst besetzt hat, heißt die Alternative heute: Anpassen oder Aussterben.

Die Zeit des Menschen in der Erdgeschichte ist kurz. Trotzdem muß die Entwicklung vom homo australopithecus zum Menschen des 20. Jahrhunderts unter energetischen und ökologischen Aspekten differenziert betrachtet werden. Während des ersten Entwicklungsabschnitts nahm sein Energiepotential langsam zu. Der anthropogene Energieeinsatz war - bei relativ geringer Weltbevölkerungszahl - im Rahmen des globalen Energiehaushalts ziemlich unbedeutend. "Erst die industrielle Revolution der letzten 150 Jahre, die vor allem als eine Revolution des menschlichen Energiepotentials anzusprechen ist, schuf die Möglichkeit, jedem Einzelwesen gleichsam auf 'Knopfdruck' hin beliebige Energiemengen zur Verfügung zu stellen" (7). Jetzt war die Möglichkeit gegeben, die Umwelt gezielt den menschlichen Bedürfnissen und Wünschen anzupassen. Der Lebensstandard stieg in den industrialisierten Ländern rasch. Durch die auseinanderklaffende Geburten- und Sterberate und die steigende Lebenserwartung nahm die Bevölkerungszahl stark zu. In den Industrieländern ist diese Phase zwar abgeschlossen, aber auf einem zahlenmäßig viel zu hohen Niveau. In den meisten Ländern der 3. und 4. Welt ist diese Entwicklung noch im Gang. Die Kurven für das Bevölkerungswachstum, für das Ansteigen des Energieeinsatzes und für das rezente Artensterben haben auffallend gleichartigen Verlauf.

Durch Eingriffe in den Landschaftshaushalt nahm die Masse des durch Flüsse weltweit abgetragenen Bodens und Lockersubstrats von $10 \cdot 10^9 \text{ t} \cdot \text{a}^{-1}$ in der Zeit vor der Industrialisierung auf $24 \cdot 10^9 \text{ t} \cdot \text{a}^{-1}$ zu. Dieser erhöhte fluviale Abtrag führt zu einem Verlust an po-

tentieller Energie von $2 \cdot 10^{17} \text{ J} \cdot \text{a}^{-1}$. Im Vergleich zum Primärenergieverbrauch ist das eine bescheidene Größe. Aber erst das anthropogene Gesamtenergiepotential von etwa $10^{22} \text{ J} \cdot \text{a}^{-1}$ für 1985 zeigt, welcher Einflußfaktor der Mensch im globalen Energiehaushalt geworden ist:

Natürliche Energiequellen und Energiepotential bzw. Primärenergieverbrauch des Menschen im Vergleich (Werte umgerechnet nach A. L. Bloom: "Geomorphology". New Jersey 1978, S. 89, u.a.)

	(in $10^{21} \text{ J} \cdot \text{a}^{-1}$)
- Solarenergie für die Erwärmung von Erdoberfläche und Atmosphäre	> 2300
- Solarenergie für den globalen Wasserkreislauf	1250
- Solarenergie für die atmosphärische Zirkulation	22
- anthropogenes Gesamtenergiepotential 1985	10
- Solarenergie für die Photosyntheseleistung	3
- Geothermische Wärmeleitung	0,8 - 1
- Primärenergieverbrauch 1985	0,35
- Vulkanismus und Erdbeben	je 0,01 - 0,1
- Abtragsleistung der Flüsse	0,0002

Alle Energiebilanzgrößen, die gegenüber dem anthropogenen Gesamtenergiepotential höherrangig sind, wirken global, wenn auch mit zonal unterschiedlicher Intensität. Ihre Leistung ist gegenüber dem konzentrierten Energieeinsatz in der modernen Landwirtschaft oder in den urban-industriellen Ökosystemen der Stadt- und Industrielandschaften bescheiden. Die Dichte des Energieverbrauchs - allein bezüglich der Brennstoffnutzung - beläuft sich

in einer Stadt wie Westberlin auf $6,7 \cdot 10^9 \text{ J} \cdot \text{m}^{-2} \cdot \text{a}^{-1}$,
im Rhein-Ruhr-Industriegebiet auf $0,3 \cdot 10^9 \text{ J} \cdot \text{m}^{-2} \cdot \text{a}^{-1}$.

Die Solarstrahlungsenergieeinnahme der Erdoberfläche erreicht dagegen, je nach Breitenlage, nur $4 \text{ bis } 8 \cdot 10^3 \text{ J} \cdot \text{m}^{-2} \cdot \text{a}^{-1}$. (8)

Ganz gleich, ob man persönlich bereit ist, vor den Möglichkeiten eines in nur wenigen Jahrzehnten so enorm gewachsenen Energiepotentials, vor den unvorstellbar langen Zeiträumen der erdgeschichtlichen Entwicklung oder vor der Schöpfung Respekt oder Ehrfurcht zu haben, stets - so sollte man meinen - müßte dieser zunehmende Energieeinsatz durch den Menschen mit steigendem Verantwortungsbewußtsein - auch für das nichtmenschliche Leben - einhergehen. Es wäre eine einfache und ethisch unabdingbare Forderung, das Ausmaß der von jedem Einzelnen zu tragenden Verantwortung für das nichtmenschliche Leben an der Höhe des Energiepotentials zu messen, über das er bestimmen kann.

Da heute selbst die Räume des borealen Nadelwaldes, des tropischen Regenwaldes und der Inlandeise zunehmend beeinflusst und ausgebeutet werden, ist die Folge jeden Bevölkerungswachstums und jeder Zunahme des Energiepotentials weitere Artenvernichtung ohne Alternative. Der Paläontologe H. K. Erben hat ein 1981 erschienenes Buch mit "Leben heißt Sterben" betitelt. In Anlehnung daran muß man jeden Menschen, der Verantwortung tragen kann, erinnern, daß Leben auch Lebenlassen heißt. Dies zu beherzigen ist gegenwärtig bezüglich des nichtmenschlichen Lebens mindestens ebenso wichtig wie im zwischenmenschlichen Bereich. Nur: Daran denken bei uns viel zu wenige und danach leben noch viel weniger.

- (1 Ga = Gigajahre = Milliarden Jahre
- (2 Ma = Megajahre = Millionen Jahre
- (3 BP = before present
- (4 Spektrum der Wissenschaft 11/1983
- (5 Erben, H. K.: "Leben heißt Sterben". Hamburg 1981
- (6 Umweltbrief 29. Bonn 1983
- (7 Wunderlich, H.G.: "Mensch und Erde - Gefahr und Chance der Evolution". Texte und Thesen, 24. Osnabrück 1972, S. 78
- (8 Odum, E.P. und Reichholf, J.: "Ökologie". München u.a. 1980.

Zur Veränderung des musikalischen Hörbewußtseins



Studentischer Musikbeitrag

Foto: Scheuermann/Hagg

Mitglieder des collegium musicum der Universität brachten verschiedene Interpretationen des ersten Contrapunctus aus der "Kunst der Fuge" von Johann Sebastian Bach zu Gehör. Prof. Kurt S u t t n e r reflektierte in seinen einführenden Worten über die Beziehungen zwischen der jeweiligen Interpretation und dem musikalischen Hörbewußtsein.

Zunächst wurde die Fuge in einer Orgeleinstrumentation vorgestellt. Die Komposition war zu Bachs Lebzeiten mit großer Sicherheit nicht öffentlich aufgeführt worden. 175 Jahre lang galt die "Kunst der Fuge" als eine Art kontrapunktisches Lehrbuch des großen Fugenmeisters Bach. Erst im Jahre 1926 wurde sie durch eine Instrumentierung des damals 21-jährigen Wolfgang Graeser diesem abstrakten Dasein entrisen und in klingende Musik umgesetzt.

Wir erkennen heute mehr als früher, daß bei der Wiedergabe von Musik aus vergangener Zeit nicht nur der originale Text, die originalen Instrumente, Tempi und Besetzungen von Bedeutung sind, sondern daß auch das Hörverhalten der Konzertbesucher eine entscheidende Rolle spielt. Das ästhetische Bewußtsein des

Musikhörers wird in unserer Zeit stark geprägt von den Klangmöglichkeiten der Elektronik, von der perkussiven und swingenden Rhythmik der Jazz- und Popmusik und vom Musikkonsum aus dem Lautsprecher. Wir stellen uns die Frage, ob es möglich ist, durch die neue Interpretation eines Werkes Dimensionen in ihm zu entdecken, die vorher verborgen waren, von deren Existenz der Komponist keine oder mindestens keine bewußte Vorstellung hatte. ("Alte Musik als ästhetische Gegenwart" heißt der Untertitel eines im September 1985 in Stuttgart durchgeführten musikwissenschaftlichen Kongresses.)

Der praktische Musiker ist in der glücklichen Lage, diesen Fragestellungen durch Experimentieren nachgehen zu können.

Die Bach'sche Fuge wurde von Christine März, Dr. Frank Jeschke, Wolfram Thiemel und Susanne Kiefersauer in einer Fassung für Streichquartett musiziert. Die Zuhörer erlebten eine lebendige, straff zupackende und in allen vier Instrumenten sehr einheitlich dargebotene Deklamation der melodischen Linien und Motive. Die Homogenität des Gesamtklangs

ließ an ein gemeinsam geführtes Gespräch über ein bestimmtes Thema unter Gleichgesinnten denken.

Die zweite musikalische Fassung der Fuge wurde von Eva Hummel, Eugen Bersenkovitsch, Michael Zinsmeister und Klaus Kocka auf vier Synthesizern gespielt. Bernd-Georg M e t t k e versuchte mit seiner Einstudierung deutlich zu machen, daß die musikalische Linienführung der Bach'schen Fuge auch mit völlig gegensätzlichen Klangregistrierungen dargestellt werden kann. In diesem Fall entsteht im Verlauf des Stückes eine ungeheure Klangspannung. In einer Art Schlußkadenz, in der die Instrumentalisten improvisierend Klangmöglichkeiten und Spieltechniken ihrer Instrumente vorführten, wurde diese Spannung "ausgekostet" und die Musik zur Coda des Bach'schen Notentextes zurückgeführt.

In einem dritten Interpretationsversuch zeigten Barbara Frühwald (Gesang), Harald Bschorr (Posaune), Michael Herrmann (Klavier), Michael Zinsmeister (Schlagzeug) und Franz M a y r (Arrangement,

Einstudierung und Baß), daß die Tonsprache der Fuge auch unter dem Aspekt der Jazzartikulation betrachtet werden kann. Die Fuge wurde in ihrer ursprünglichen Stimmführung dargestellt, aber in Rhythmik und Phrasierung jazzmäßig ausgeführt. Auf der Grundlage einer dorischen Skala, die abschnittsweise in der Stimmführung Bachs zu finden ist, improvisierten die Musiker, wobei insbesondere die Vokalistin in ihrem "Scat-Gesang" zu interessanten Artikulationsketten und Linienführungen inspiriert wurde. Der Arrangeur hatte geschickt und schmunzelnd das "B-A-C-H"-Zitat in diese Improvisation hineingebaut.

Erklingende Musik wird von uns subjektiv erlebt. Baustrukturen eines musikalischen Kunstwerkes können Gemeinsamkeiten im Erleben verschiedener Menschen bewirken, die Erlebnisvorgänge selbst aber werden subjektiv vollzogen und sind deshalb ständigen Veränderungen unterworfen. Wir interpretieren die musikalischen Werke immer wieder neu, weil wir selbst uns verändern. Kurt Suttner

Dies academicus – Dies honoris

Preisverleihung am Dies academicus 1985

Am Dies academicus 1985 wurden sechs junge Wissenschaftler der Universität Augsburg für ihre hervorragenden Leistungen ausgezeichnet.

Erstmals vergeben wurden der mit je DM 3.000 dotierte Preis des Bezirks Schwaben für Arbeiten aus dem Bereich der schwäbischen Regionalforschung und der von der Industrie- und Handelskammer für Augsburg und Schwaben gestiftete "Wissenschaftspreis der Schwäbischen Wirtschaft" aus dem Bereich der Wirtschaftswissenschaften und benachbarter Gebiete.

Der Bezirk Schwaben zeichnete damit Herrn Privatdozenten und Oberstudienrat *Dr. Rudolf Kießling* für seine Habilitationsschrift am Lehrstuhl Prof. Dr. Bernhard Schimmelpfennig "Die Stadt und ihr Umland. Umlandpolitik, Bürgerbesitz und Wirtschaftsgefüge in Ostschwaben vom 14. bis 16. Jahrhundert" aus.

Die Arbeit wurde prämiert für ihre ausgezeichneten Untersuchungen zur Stadtgeschichte Ostschwabens unter Einbezug der von den Großzentren ausgehenden Einflüsse Ulms und Augsburgs. Für die Geschichtswissenschaft im allgemeinen ist vor allem die Methodik, die von geographischen Modellen ausgeht, diese aber um die historische Dimension erweitert und zugleich korrigiert, von besonderer Bedeutung.

Der "Wissenschaftspreis der Schwäbischen Wirtschaft" ehrte die Dissertation von Herrn *Dr. Heinz-Georg Baum*, wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Herrn Prof. Dr. Adolf Coenenberg, zum Thema "Planung und Controlling als Hilfsmittel der strategischen Unternehmensführung". Herr Baum hat einen Bezugsrahmen für das Stadium der Strategieerarbeitung entwickelt. Dieses Konzept erlaubt es, Strategien hinsichtlich verschiedener Fragestellungen (z.B. Profitabilität, Machbarkeit) zu beurteilen. Gleichzeitig hat er zur Frage der Realisierung solcher Strategiekonzepte auf hervorragende Art und Weise den Komplex der Kontrollmechanismen untersucht.

Der mit DM 2.000 ausgezeichnete Preis der Firma Bücher-Seitz für Studien aus dem Bereich der Geisteswissenschaften wurde ebenfalls erstmals verliehen und ging an Herrn *Dr. Heinrich Röbe*, Akademischer Rat am Lehrstuhl von Frau Prof. Ilse Lichtenstein-Rother, für seine hervorragende geisteswissenschaftliche Dissertation "Freie Arbeit - eine Bedingung zur Realisierung des Erziehungsauftrags der Grundschule? Ein Beitrag zur Schulforschung". Diese breitfundierte Untersuchung ist ein wesentlicher Beitrag zu einer pädagogischen Theorie der Grundschule; über die begründete Verbindung von empirischen und interpretativen Methoden wird ein praxisdienlicher Weg zur Schulforschung entwickelt.

Wie jedes Jahr wurden die Universitätspreise der "Gesellschaft der Freunde der Universität Augsburg", diesmal in Höhe von je DM 2.000, an drei Laureaten überreicht.

Dr. Clemens Rauschenberg erhielt diese Auszeichnung für seine Dissertation "Emanzipation als Synthese. Zur Kritik der radikalen Vernunft in Heinrich Heines Philosophie zur Revolution". Der wissenschaftliche Mitarbeiter am Lehrstuhl Prof. Dr. Helmut Koopmann (Erstgutachter der Dissertation) hat den Revolutionsbegriff im Kontext seiner philosophischen Anschauungen untersucht und Heine aus der traditionellen Sicht eines blinden Aufklärungsenthusiasten befreit; damit hat Rauschenberg über Heine hinaus auch einen Beitrag zum Revolutionsverständnis im frühen 19. Jahrhundert geleistet.

Dr. Gerhard Reinelt war ein weiterer Preisträger. Dessen Doktorarbeit "Das Lineare Ordnungsproblem: Algorithmen und Anwendungen" entstand im Rahmen eines Forschungsprojekts zur Input-Output-

Analyse am Lehrstuhl Prof. Dr. Martin Grötschel (Erstgutachter der Dissertation). Herrn Reinelt gelang die Lösung einiger schwieriger kombinatorischer Optimierungsprobleme mit vielfältigen praktischen Auswirkungen, z.B.: Vergleich der industriellen Produktionsstruktur verschiedener Länder, Festlegung günstiger Werbestrategien, Hierarchieuntersuchungen in sozialen Gruppen.

Ein weiterer Universitätspreis ging an Herrn **Dr. Leo Schubert**, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl Prof. Dr. Otto Opitz, für seine Dissertation "Lösungsansätze der mehrdimensionalen Skalierung mit Berücksichtigung unterschiedlicher Datenniveaus". Herr Schubert trägt durch seine Arbeit wesentlich zur Systematisierung der Datenanalyse bei mit dem Ziel, die in unterschiedlichen Daten enthaltenen Informationen auf wenige zentrale Komponenten und Aussagen zu konzentrieren und damit den Vergleich unterschiedlicher Untersuchungsobjekte wie Individuen, Produkte und Firmen zu erleichtern. I.M.

Aus den Fakultäten

Aus den Fakultäten

„Albertus-Magnus-Preis“ für Augsburger Theologen

Zum ersten Mal ist der von der Augsburger Diözese gestiftete "Albertus-Magnus-Preis" von Bischof Dr. Josef Stimpfle "für hervorragende wissenschaftliche Leistungen im Bereich der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg" verliehen worden.

Die mit DM 10.000,- dotierte Auszeichnung, die künftig im Zweijahresturnus vergeben wird, teilen sich zur Hälfte zwei Preisträger, die Geistlichen **Bernhard Ehler**, Herberthshofen bei Meitingen, und der aus den Niederlanden stammende **Jozef Punt** für ihre Dissertationen.

Bernhard Ehler (32) wurde mit dem Albertus-Magnus-Preis ausgezeichnet für seine Dissertationsschrift "Die Herrschaft des Gekreuzigten. Ernst Käsemanns Frage nach der Mitte der Schrift".

Jozef Punt (39) erhielt die Auszeichnung für seine Arbeit "Die Idee der Menschenrechte. Ihre geschichtliche Entwicklung und ihre Rezeption durch die moderne katholische Sozialverkündigung".

Die offizielle Übergabe des Preises ist im neuen Studienjahr der Universität Augsburg vorgesehen.

Unipress

Moderne Arbeitsmarktpolitik kontrovers

Über das Prinzip des langfristigen Wirtschaftswachstums war man sich einig auf dem 4. Internationalen Symposium über Fragen der Transferökonomie, das vom 30. September bis 2. Oktober 1985 in Augsburg stattfand. Wie unterschiedlich die theoretischen Ansätze waren, zeigte jedoch die diesjährige Fachtagung, die vom Internationalen Institut für Empirische Sozialökonomie (INIFES) unter Leitung von Prof. Dr. Martin Pfaff, Augsburg, in Zusammenarbeit mit der Universität und der Stadt Augsburg stattfand. Die Aktualität dieser wissenschaftlichen Veranstaltung zum Generalthema "Einkommensverteilung der ökonomischen Aktivität" wurde dokumentiert durch die Beiträge mit breitgefächerten Analysen und Diskussionen zu Problemen der Arbeits- und Einkommensverteilung.

45 international führende Fachvertreter unterschiedlichster politischer Couleur aus 10 Nationen zeigten das vielfältige Spektrum der Möglichkeiten auf. Einer der prominentesten Vertreter neben dem amerikanischen Sozialwissenschaftler Professor Kenneth E. Boulding war wohl Professor Gösta Rehn aus Stockholm. Der geistige Urheber der aktiven Arbeitsmarktpolitik in Schweden betonte, daß die Flexibilisierung

der Arbeitszeit nicht eingleisig gehandhabt werden dürfe. Es müßten die Grenzen sowohl nach oben wie auch nach unten offen sein. Wie schwierig es ist, das Problem der internationalen Arbeitslosigkeit in den Griff zu kriegen, zeigte eine bundesrepublikanische Kontroverse zwischen dem Präsidenten des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung Professor H.-J. Krupp und Professor Martin Pfaff. Die traditionelle Arbeitsmarktpolitik müsse neu durchdacht werden, so Professor Krupp. Bei der Schaffung neuer Arbeitsplätze dürfe nicht nur allein an die Erhöhung der Industrieproduktion gedacht werden; gerade im Bereich der Dienstleistungen sei noch ein erhebliches, unausgeschöpftes Arbeitspotential erkennbar, meinte Professor Krupp vor der Presse mit einem Hinweis

auf die USA, wo nur ein Viertel der Beschäftigten in der Industrieproduktion tätig sei. Die Auswirkungen einer solchen gezielten Förderung im Bereich der Dienstleistungen seien für die momentane Krise nicht rasch genug, kritisierte der Augsburgener Professor Pfaff. So verwies er vor allem auf die besondere Brisanz der Jugendarbeitslosigkeit in den westlichen Ländern. Eine kombinierte Strategie mit Maßnahmen zur Arbeitsmarktentlastung, wie z.B. Frühverrentung, Arbeitszeitverkürzung sei nach einer langfristig angelegten Kosten-Nutzen-Analyse gefragt. Das Ergebnis dieser Konferenz machte deutlich, wie komplex sich das Problem der Arbeitslosigkeit auch in anderen Ländern darstellt.

Unipress

„Ökologie und Marketing“

Die Marketingtagung der Fördergesellschaft Marketing an der Universität Augsburg (FGM) e.V. war, nach übereinstimmender Meinung aller Beteiligten, auch dieses Jahr wieder ein großer Erfolg. Über 200 Teilnehmer aus dem ganzen Bundesgebiet diskutierten am 19.7.1985, ob das aktuelle Marketing den ökologischen Herausforderungen gerecht werden und wirtschaftliche Problemlösungen bieten kann.

Prof. Dr. Paul W. Meyer, Ordinarius für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Augsburg und Sprecher des Vorstands der FGM, legte in seiner einführnden Analyse dar, daß aus dem Zwang der zunehmenden Umweltverschmutzung und -vermarktung versucht werden muß, Ökologie und Marketing zu verknüpfen.

Ökologie verstanden als Wissenschaft von Beziehungen zwischen allen Lebewesen untereinander und der natürlichen Umwelt, und Marketing als marktwirtschaftliches Denken und Handeln im Rahmen der Markt- und Wettbewerbsordnung, gesteuert vom individuellen Streben nach Nutzensoptimierung. Als übergeordnetes Ziel forderte Prof. Dr. Wolfgang Schröder, Wildbiologische Gesellschaft, München,

eine Weltkultur, die im Gleichgewicht mit der natürlichen Leistung des Planeten Erde stehe. Im einzelnen würde dies u.a.

- o eine Rückkehr zu kleinen, überschaubaren Systemen zur optimalen Nutzung von Ressourcen,
- o die Berücksichtigung der globalen Auswirkungen von lokalen Entscheidungen und



Teilnehmer der Podiumsdiskussion

- o die energetische Bilanzierung der Produkte und Leistungen zur Reduzierung des Verbrauchs an fossilen Brennstoffen miteinschließen.

Rudolf L. Schreiber, Gründer der ökologisch orientierten Unternehmensberatungs- und Umweltkommunikationsagentur "die gruppe", Frankfurt, mahnte eindringlich zur Evolution des Marketing: **Öko-Marketing**. Das Marketing der Zukunft müsse sich im Interesse des Überlebens und einer freien Marktwirtschaft mit der Ökologie-Problematik auseinandersetzen. Denn Marketing, so Schreiber, sei ein dynamisches Element unserer Wirtschaftsordnung, das durch die Entscheidungsfaktoren der Ökologie erweitert werden müsse, um ohne bzw. einem minimalen Maß an Belastungen des ökologischen Systems einen maximalen Beitrag zur Erhaltung des Unternehmens und des Gesamtsystems zu leisten. Folgende Punkte seien nach seiner Ansicht zu berücksichtigen:

- o Öko-Marketing müsse sich an der Begrenztheit der Rohstoffe orientieren und nicht an der Bedürfnisweckung.
- o Öko-Marketing müsse die Stabilität des Öko-Systems und des Energieverbrauchs für wichtiger halten als die Produktion von Wegwerfprodukten.
- o Öko-Marketing müsse Alternativen suchen, die den Raubbau der Natur verhindern und die Folgeschäden des Industriezeitalters beseitigen.
- o Öko-Marketing müsse die ökologisch orientierte Produktentwicklung forcieren, Verpackungsaufwand minimieren, Recyclingkonzepte entwickeln.
- o Öko-Marketing müsse zur Sicherheit des Systems Dezentralisierung anstreben.

Als Fazit der ausführlichen Diskussion mit Vertretern aus der Wirtschaftspraxis hielt Professor Meyer fest, daß die einzelwirtschaftliche Ebene den Selbststeuerungsgesetzen des Marktes überlassen werden könne. Denn marktorientierte Unternehmen würden ihr Angebot bei interessanter Nachfrage nach ökologischen Versorgungsobjekten entsprechend ausrichten. Auf gesamtwirtschaftlicher Ebene seien jedoch verbindliche staatliche Vorgaben bzw. Ordnungsrahmen notwendig, während auf internationaler Ebene grenzüberschreitende Vereinbarungen angestrebt werden müßten.

J.A. Burghold

Neue Computer für die WISO

Das Leistungsniveau der Augsburger Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät genießt schon seit einiger Zeit einen hervorragenden Ruf. Wie die Septemberausgabe des Manager-Magazins in einer ver-

gleichenden Studie feststellte, nimmt die hiesige Fakultät als eine der wenigen Neugründungen in der Bundesrepublik, was Qualität und Ausrichtung anbetrifft, eine Spitzenposition ein. Mit der Anfang September erfolgten Installation des ersten in Europa ausgelieferten Micro-Computers des Typs NCR PC 8 gehören die Augsburger nun auch zu den fortschrittlichsten Fachbereichen in Deutschland. Das Gerät, das im Rahmen des Computer-Investitionsprogramms der Bundesregierung geliefert wurde, ist zur Vorbereitung von Lehrveranstaltungen vorgesehen. Es sollen noch weitere zehn NCR PC's folgen. Zusammen mit Geräten, die von der Firma NCR und Böwe im Jahr 1984 gespendet wurden, verfügt nun das Micro-Computer-Labor über eine beachtliche Ausstattung.

Im Oktober fand der erste PASCAL-Programmier-Kurs statt. Im Wintersemester folgen dann Übungen und Seminare, in denen die Programme dBASE, OPEN, ACCESS und MICROSOFT WORD zum Einsatz kommen sollen.

Unipress

Politische Urteilskraft und politische Kultur

Prof. Dr. Theodor Eschenburg wurde am 16. Juli 1985 die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät I verliehen. Die Laudatio von Prof. Dr. Theo Stammem ist in verkürzter Fassung wiedergegeben.

In den "Materialien zur Geschichte der Farbenlehre", denen eine durchaus eigentümliche, allgemeine wissenschaftsgeschichtliche Konzeption zugrundeliegt, hat Goethe diesen Ansatz folgendermaßen umrissen:

"Eine Geschichte der Wissenschaft, insofern diese durch Menschen behandelt worden, zeigt ein ganz anderes und höchst belehrendes Ansehen als wenn bloß Entdeckungen und Meinungen aneinander gereiht werden."

(AGA, 16, S. 250)

Eine (auch nur skizzenhafte) Geschichte der Politikwissenschaft in Deutschland, "insofern diese durch Menschen behandelt worden" (ist), das sei im folgenden versucht - in der Absicht, auf diesem Wege die eigentümliche Leistung Theodor Eschenburgs, der heute die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät I der Universität Augsburg entgegennimmt, für diese Politikwissenschaft und zugleich für die politische Kultur dieser Bundesrepublik darzustellen und zu würdigen.

Wir dürfen diesem Zwecke entsprechend noch eine



Prof. Dr. Dr. h.c. Theodor Eschenburg

zweite Goethe-Stelle - dieses Mal aus dem späten Aufsatz "Der Verfasser teilt die Geschichte seiner botanischen Studien mit" (1831) - als Leitfaden und Orientierungshilfe anführen; sie lautet:

"Um die Geschichte der Wissenschaften aufzuklären, um den Gang derselben genau kennenzulernen, pflegt man sich sorgfältig nach ihren Anfängen zu erkundigen."

"Nach den ersten Anfängen (der Politikwissenschaft im Nachkriegsdeutschland) sich sorgfältig erkundigen" - das wird nötig sein im Falle Theodor Eschenburgs, der - aus unserer heutigen Sicht zu den großen Gründungsvätern dieser akademischen Disziplin zum Zeitpunkt der (zweiten) Demokratiegründung in Deutschland gehört. Er ist zugleich einer der letzten lebenden Repräsentanten jener Politikwissenschaftler der ersten Stunde.

Wie kaum anders vorstellbar, ist unser heutiges Verhältnis (wenn wir überhaupt eins haben) diesen "ersten Anfängen" der Politikwissenschaft gegenüber eher ambivalent.

- Einerseits ist es individuell biographisch von detailreichen, mitunter auch wohl nostalgisch verklärten Erinnerungen bestimmt.
- Andererseits bestimmt von der seitherigen Entwicklung der Disziplin, die doch in mehr als einer Hinsicht von den ursprünglich stark politisch-pädagogischen Zielsetzungen weg zu einer professionalisierten und spezialisierten, theoretisch und methodisch oft sehr kontroversen Sozialwissenschaft geführt hat.

Wie immer wir indes - von heute her gesehen - diese inzwischen über 30 jährige Entwicklung sehen und bewerten mögen - wir werden nicht umhinkönnen anzuerkennen und zuzugeben, daß wir "auf den Schultern von Riesen stehen", die unsere Wissenschaft damals - gegen manche Widerstände - durchgesetzt, begründet und in Gang gebracht haben und ihr innerhalb der Hochschulen und in der (politischen) Öffentlichkeit ihre (durchaus nicht immer unumstrittene) Reputation und ihr Profil gegeben haben. "Pigmei Gigantum humeris impositi..." Wir dürfen aber den zweiten Teil dieses Aphorismus nicht unterschlagen, der lautet: "...plusquam ipsi Gigantes vident."

Mögen wir heute von uns glauben, in mancher Hinsicht weitersehen zu können (was immer das wissenschaftlich heißen soll und kann!), so sollten wir nicht vergessen, daß auch dies sich eben nur den tragenden "Schultern" der Gründe verdankt.

Es ist keine Frage: zu diesen "Riesen" der Anfänge der Politikwissenschaft in Deutschland nach 1950 gehört (auch) Theodor Eschenburg, uns Jüngeren gegenüber in seinem wissenschaftlichen Tun geprägt durch generationenspezifische Erfahrungen vor allem aus der Weimarer Republik und der Epoche ihres Untergangs.

Als Sohn eines kaiserlichen Marineoffiziers 1904 in Kiel geboren, wuchs Theodor Eschenburg in der Zeit des Kaiserreiches in Kiel und Lübeck auf. Sein Großvater saß neben dem Vater Thomas Mann als Senator im Senat der Hansestadt Lübeck.

Nach dem Ersten Weltkrieg - unter gründlich veränderten politischen Verhältnissen - studierte Eschenburg in Tübingen und Berlin Geschichte und Staatsrecht. 1928 promovierte er in Berlin mit einer historischen Dissertation zum Thema "Das Kaiserreich am Scheideweg - Bassermann, Bülow und der Block".

Politisch engagierte sich Eschenburg in der Weimarer Republik: bis 1930 war er Mitglied der "Deutschen Volkspartei", dann in der Endphase in der (neugegründeten) "Deutschen Staatspartei". Er stand u. a. mit Gustav Stresemann in persönlicher Beziehung.

Seine (späteren) Studien zur Geschichte der Weimarer Republik, zuletzt 1984 unter dem Titel "Die Republik von Weimar - Beiträge zur Geschichte einer improvisierten Demokratie" neu herausgekommen, gewinnen ihre sachliche Konkretheit und ihren schriftstellerischen Reiz nicht zuletzt aus den hier verarbeiteten persönlichen Erfahrungen.

Nach dem Zusammenbruch 1945 berief Carlo Schmid Eschenburg im neugegründeten Württemberg-Hohen-

zollern zum Staatskommissar für das Flüchtlingswesen.

Von 1947 bis 1952 war er danach zuerst Ministerialrat, dann Staatsrat im Innenministerium, zuletzt Stellvertreter des Innenministers von Württemberg-Hohenzollern. In dieser Eigenschaft hat Eschenburg an den interministeriellen Verhandlungen über die Bildung des sog. "Südwest-Staates", des heutigen Baden-Württemberg, mitgewirkt; in diesem Zusammenhang entstanden seine ersten politikwissenschaftlichen Arbeiten "Das Problem der Neugliederung der Deutschen Bundesrepublik - dargestellt am Beispiel des Südwest-Staates" (1950) und "Verfassung und Verwaltungsaufbau des Südweststaates" (1952).

Mit der Bildung des Landes Baden-Württemberg im Jahre 1952 übernahm Eschenburg den neu eingerichteten, ersten Lehrstuhl für wissenschaftliche Politik an der Universität Tübingen, wo er bereits seit 1946 politikwissenschaftliche Lehrveranstaltungen abgehalten hatte und wo er 1949 zum Honorarprofessor ernannt worden war. Diesen Lehrstuhl hatte er bis zu seiner Emeritierung 1973 inne.

Diese anfängliche enge Verbindung von politischer Verwaltungspraxis einerseits, akademischer Lehre und publizistischer Wirksamkeit andererseits charakterisiert auch die politikwissenschaftlichen Schriften Eschenburgs.

So sein grundlegendes, mehrfach aufgelegtes Werk "Staat und Gesellschaft in Deutschland" (1956), für mehr als ein Jahrzehnt als politikwissenschaftliches Standardwerk kurz "der Eschenburg" titulierte.

Nicht minder seine viel diskutierte und oft auch umstrittenen Vorträge und Monographien zu brisanten Themen der aktuellen Politik - z. B. der Vortrag "Staatsautorität und Gruppenegoismus" (1954), aus dem dann unmittelbar die viel beachtete (auch mißverständene) Untersuchung "Herrschaft der Verbände?" (mit Fragezeichen!) hervorging, die - das darf man wohl sagen - eine ganze Richtung politikwissenschaftlicher Forschung - eben die "Verbändeforschung" - inauguriert und maßgeblich bestimmt hat.

Ferner die scheinbar spezielleren Arbeiten "Der Sold der Politiker" (1959) und "Ämterpatronage" (1961), die aber stets ins Zentrum von Demokratie und Demokratieverständnis zielten (und trafen). Oder der Vortrag "Probleme der modernen Parteifinanzierung" (1961), mit dem Eschenburg ein "heißes Eisen" der aktuellen Politik aufnahm, das bis zur Stunde noch nicht "kalt" geworden ist, dabei die Diskussion stets mit folgenreichen Argumentationen und wichtigen Gesichtspunkten fördernd und klärend.

Das gilt schließlich auch in besonderem Maße für die drei Bände Aufsätze, Artikel und Vorträge "Zur politischen Praxis in der Bundesrepublik" (1966 - 1972),

die eine verfassungsrechtliche und verfassungspolitische "Fallsammlung" enthalten, die von heute her gesehen immer noch eine erhellende Chronik der ersten Jahrzehnte bundesrepublikanischer (Innen)Politik darstellen.

Die zahlreichen Studien zur Geschichte der Weimarer Republik, die zuerst 1963 unter dem Titel "Die improvisierte Demokratie" gesammelt erschienen, gehören - obgleich historischen Gegenständen gewidmet - integral in denselben Zusammenhang; insofern sie am historischen Material zeitgeschichtliche Erfahrungen im Horizont der grundsätzlichen Frage nach der Möglichkeit von Demokratie in Deutschland reflektieren.

Die eigentümliche Richtung der politikwissenschaftlichen Leistung und Wirkung Eschenburgs läßt sich vielleicht am besten durch den kontrastierenden Vergleich mit der Arnold Bergstraessers verdeutlichen, der zeitlich parallel (bis zu seinem frühen Tode 1964) den entsprechenden ersten Lehrstuhl für wissenschaftliche Politik an der Universität Freiburg innehatte.

Machte sich Bergstraesser bald als Wissenschaftsorganisator und Institutgründer einen Namen, so Eschenburg - über seine akademische Lehrtätigkeit hinaus - durch seine weitreichende und viel beachtete publizistische Wirksamkeit, die ihn bald zu einer maßgeblichen Autorität in der deutschen öffentlichen Meinung werden ließ.

Wer von uns kennt nicht die zahlreichen verfassungsrechtlichen und verfassungspolitischen Artikel, die zwischen 1957 und 1970 ziemlich regelmäßig in der Wochenzeitung "Die Zeit" erschienen und später in den drei Bänden "Zur politischen Praxis in der Bundesrepublik" publiziert wurden?

Daß Eschenburg bei dieser weit über den akademischen Bereich hinausgreifenden Wirksamkeit bewußt politisch-pädagogische Ziele verfolgte, geht klar und deutlich aus den "Vorworten" der meisten seiner Schriften hervor.

So steht z. B. auf den ersten Seiten von "Herrschaft der Verbände?" u.a. zu lesen:

"...Es ist nicht Zweck der vorliegenden Publikation, Enthüllungen zu bieten. Der Einzelfall um seiner selbst willen ist uninteressant, nur als Symptom, um allgemeine Erscheinungen und Tendenzen aufzuzeigen, ist er von Bedeutung."

Im Vorwort zum 1. Band "Zur politischen Praxis in der Bundesrepublik", der in der ersten Auflage (1961) den sprechenderen Titel "Institutionelle Sorgen in der Bundesrepublik" trug, heißt es zum gleichen Thema noch:

“Mein Interesse gilt den politischen Institutionen in der modernen Demokratie, besonders denen in der Bundesrepublik... Es geht mir nicht so sehr um die äußeren Umgangsformen im öffentlichen Leben als um die innere Einstellung und die von ihr bestimmten Verhaltensweisen der im Bereich der Politik Wirken- den sowohl in den politischen Institutionen, in die sie hineingestellt sind, als auch gegenüber diesen. Diese Verhaltensweisen bestimmen in beachtlichem Maße den Charakter der Institutionen, ihr Verhältnis zu- einander und damit auch die Verfassungsstruktur. Mir ging es in erster Linie darum, die laxen innere Einstellung zu den Institutionen, deren unpfle- gliche Behandlung und mangelnde Respektierung an Hand von konkreten aktuellen Erscheinungen aufzuzeigen. Unter diesem Aspekt spreche ich von ‘institutionel- len Sorgen.’ (S. 7 - 9)

Später hat Eschenburg den Unterschied seiner Kon- zeption von Politikwissenschaft gegenüber neueren Tendenzen innerhalb dieser Disziplin einmal folgen- dermaßen ausgesprochen:

“Ich bin davon ausgegangen, politische Praxis in poli- tische Lehre umzusetzen, während der Ausgangs- punkt und das Schwergewicht vieler moderner Poli- tikwissenschaftler in der politischen Theorie liegt.”

Ein wichtiger, aufschlußreicher Satz, ein Satz, der zwei grundsätzlich verschiedene Konzeptionen von Politikwissenschaft gegeneinanderstellt und auf eine handliche Formel bringt!

Bei Eschenburg hat “Forschung” keinen Selbstzweck; sie stand und steht bei ihm vielmehr im Dienst “poli- tischer Lehre”. Dabei ist darauf zu achten, daß der Begriff der “Lehre” hier weit über den Bereich der bloß “akademischen Lehre” hinausgeht. “Politische Praxis in politische Lehre umzusetzen” - das kann ja wohl nur heißen, daß politische Praxis, politisches Handeln als lehrbar begriffen und vorgestellt wird, daß die kritische Beschäftigung mit den vielen kon- kreten verfassungspolitischen Einzelfällen einen be- achtlichen Lehr- und Lerneffekt für die politische Praxis (im Sinne der gerade zitierweise mitgeteilten “institutionellen Sorgen” und Zielvorstellungen) haben kann, daß diese Lehre mithin das Vermögen, das Können politischer Praxis verbessern helfen kann.

Dieses Verfahren, politische Praxis in politische Lehre umzusetzen, dieses Analysieren konkreter Einzelfälle nach den mitgeteilten Grundsätzen erfordert ein be- sonderes Organ und wendet sich im Leser und Hörer zugleich an das nämliche Organ: politische Urteils- kraft.

I. Kant hat bekanntlich - neben Vernunft und Ver- stand - die Urteilskraft als ein “besonderes Erkennt-

nisvermögen” des Menschen bestimmt und ihr seine dritte Kritik, eben die “Kritik der Urteilskraft” ge- widmet.

Urteilskraft bestimmt Kant dabei als das “Vermögen” des Menschen “das Besondere als enthalten unter dem Allgemeinen zu denken”.

In ihren (erst in diesem Jahr posthum publizierten) Vorlesungen “Zu Kants politischer Philosophie” hat Hannah Arendt versucht zu zeigen, daß die Urteils- kraft ein spezifisch politisches Erkenntnisvermögen ist - ein Erkenntnisvermögen für politische Praxis (Handeln).

Wenn ich recht sehe, entspricht Theodor Eschenburgs Konzeption der Politikwissenschaft - “politische Pra- xis in politische Lehre umzusetzen” - im Grunde exakt dieser Bemühung um politische Urteilskraft.

Oder anders gewendet: dadurch, daß es ihm nicht so sehr um generalisierende Aussagen und allgemeine Theorien über Politik geht, sondern um kritisch ur- teilende Einzelfallanalyse im Rahmen und mit Bezug auf das Ganze einer konkreten politischen Ordnung, entspricht er diesem Konzept politischer Urteilskraft.

Die Zielrichtung der hier ausgeübten politischen Ur- teilskraft geht - wie bereits angedeutet wurde - nicht auf “reine Theorie”, sondern - indem sie politische Praxis in politische Lehre umsetzt - letztlich wieder auf Praxis.

Politikwissenschaft sucht, politische Praxis in politi- sche Lehre umzusetzen in der Absicht, auf kommen- de politische Praxis lehrend - d. h. durch kritisches Urteil ordnend und regulierend - einzuwirken.

Dabei ist der entscheidende Punkt der, daß die poli- tische Urteilskraft durch ihre kritische Verwendung und Wirkung in dem, der sich ihrem Urteil und ihrer “Lehre” aussetzen bereit ist, ein ähnliches oder gleiches Organ oder Vermögen praktischen Urteilen ausbildet: politische Urteilskraft.

Diese Intention wirkt notwendig auf die “politische Kultur” einer Gesellschaft.

Eschenburg spricht - z.B. in den zitierten “Vorreden” - von “innerer Einstellung” und entsprechenden “Ver- haltensweisen” (gegenüber den Institutionen). Er er- kennt klar (und spricht es aus), daß diese Einstellun- gen und die von ihnen motivierten Verhaltensweisen (im Guten wie im Schlechten) “in beachtlichem Maße die Institutionen, ihr Verhältnis zueinander und da- mit auch die (gesamte) Verfassungsstruktur” und -ordnung bestimmen.

An dieser Stelle ist zweierlei wichtig festzustellen:

- einmal daß “politische Kultur” in diesem von Eschenburg gemeinten Kontext nicht als ein mate- rialer Wissensbestand verstanden wird, sondern als

- ein geistiges Vermögen der praktischen Schätzung und des Urteilens über politische Handlungen, Institutionen und ihren funktionalen Bezug zur politischen Grundordnung;
- zum anderen daß Eschenburg in seinen oft heftig diskutierten politischen Schriften dazu immer wieder entsprechende Stichworte geliefert hat, die politisches Urteilen in kritischer Absicht stimuliert haben und auch oft noch künftig stimulieren können. Erinnert sei hier nur an die Titel einiger seiner Schriften wie "Ämterpatronage", "Herrschaft der Verbände?", "Sold der Politiker" oder "Parteifinanzierung".

Eine letzte Frage bleibt noch kurz zu erörtern übrig. In welcher Tradition steht Theodor Eschenburg mit dieser seiner Konzeption von Politikwissenschaft? In welcher Tradition sieht er sich selbst?

Zur Beantwortung dieser Frage hat Eschenburg selbst - wie mir scheint - hinreichende Hinweise gegeben. So auf Alexis de Tocqueville in seinem Aufsatz "Tocquevilles Wirkung in Deutschland".

Am Schluß dieses Artikels schreibt Eschenburg folgendes:

"Nach dem zweiten Weltkrieg erlebte Tocqueville seine Renaissance nicht nur, aber auch in Deutschland... Erst jetzt waren die gesellschaftlichen Voraussetzungen gegeben, die ein volles Verständnis Tocquevilles und Erkenntnis seiner Bedeutung zuließen... Man erkennt heute im allgemeinen an, daß Tocqueville in der Analyse historischer Phänomene und ihrer Beurteilung aufgrund dieser Analysen richtig verfahren ist. Das gleiche gilt für seine geschichtsphilosophischen Resultate. Aber sein politisches Denken ist nicht nur in das Zentrum des wissenschaftlichen Interesses gerückt, sondern 'eine politische Wissenschaft solcher Art gestattet auch ... Anwendungen auf die politische Praxis.'" (S. LXVII)

Alexis de Tocqueville wird von Eschenburg auch bereits in den Vorbemerkungen zu "Herrschaft der Verbände?" mit folgendem Satz zitiert:

"Der Zustand der Demokratie (aber) muß dauernd überwacht werden. Er ist weder gut noch böse, sondern ständiger Korrektur bedürftig, weil ihm tödliche Gefahr droht."

Eschenburg fährt fort:

"Ich schicke dieses Wort meinen Ausführungen gleichsam als Motto voraus, um sie vor mißverständlicher Interpretation zu bewahren." (S. 6)

Ich bin der Überzeugung, daß Theodor Eschenburg mit diesem Tocqueville-Zitat nicht nur ein passendes Motto für seine Untersuchung über "Herrschaft der Verbände?" gefunden hat, sondern ein Motto für seine gesamte Konzeption der Politikwissenschaft und damit zugleich auch die Tradition bezeichnet hat, in der er sich selbst sehen sieht. Theo Stammen

Emeritierung Professor Karl Graml

*Das Wort "unmusikalisch" hat
suggestive Kraft und lähmende Wirkung*
Karl Graml

Prof. Karl Graml, seit 1973 Inhaber des Lehrstuhls für Musikerziehung an der Universität Augsburg, wurde am 30. 9. 1985 emeritiert. Dies soll Anlaß dafür sein, in einer kurzen Darstellung der Arbeit dieses hochverdienten Musikerziehers deutlich zu machen, daß sich das Bemühen, den Begriff "Musikalität" vorurteilsfrei zu untersuchen und die Ergebnisse dieser Untersuchungen für eine sinnvolle Ausbildung von Musiklehrern fruchtbar zu machen, wie ein roter Faden durch sein gesamtes Werk zieht. Nicht nur die von ihm durchgeführten und angeleiteten Projekte zur musikpädagogischen Unterrichtsforschung und seine Veröffentlichungen, sondern auch seine beispielhafte und führende Mitwirkung an der Reform der Musiklehrerausbildung der letzten 15 Jahre und seine Lehrtätigkeit als Hochschullehrer waren von dem Bemühen um eine gerechtere Verteilung der Chancen, Musik zu erlernen und richtig unterrichten zu können, geprägt. "Die schwerwiegendsten Fehler in der Musikerziehung sind psychologischer Art", so Karl Graml.



Eine Betrachtung der wichtigsten "Stationen" des beruflichen Werdegangs des Emeritus zeigt, daß er die Wirkung der Musik und der Musikerziehung auf Kinder und Erwachsene aus sehr vielen verschiedenen Blickwinkeln kennengelernt hat. Aus dieser Vielfalt von Erfahrungen erwuchs seine umfassende Fragestellung nach den Bedingungen, unter denen wir uns und unsere Mitmenschen als "musikalisch" oder als "unmusikalisch" einschätzen. Nach seinem Abitur und dem im Herbst 1938 obligatorischen Arbeitsdienst führten musikalische und künstlerische Neigungen den 18-jährigen zu einer zweijährigen Ausbildung

als Volksschullehrer an der Pädagogischen Hochschule München-Pasing. Er lernte als Junglehrer die Wirklichkeit der Schulstube z.T. noch in einklassigen Zwergschulen kennen, in denen die Schüler aller Klassenstufen von einem Lehrer unterrichtet wurden. Die Studierenden des Lehramtes an der Universität schätzen heute bei den von Prof. Graml angebotenen Lehrveranstaltungen zur Musikdidaktik seine immer spürbare Verwurzelung in der pädagogischen Praxis. Fünf Jahre Kriegsdienst und Kriegsgefangenschaft konfrontierten in den Jahren 1942 - 1946 den jungen Lehrer mit einer Lebensrealität weitab von Kunst und Musik. Dennoch reifte in dieser Zeit in ihm der Entschluß, sich beruflich ganz der Musikerziehung zu widmen. Nach einem Musikstudium an der Münchner Musikhochschule und dem Pädagogischen Seminar war Karl Graml acht Jahre lang Schulmusiker am Max-Gymnasium in München. Er durchlebte eine Zeit angefüllt mit musikpädagogischen und künstlerischen Aktivitäten (zahlreiche Aufführungen mit seinen Schulensembles in- und außerhalb der Schule, u.a. Einstudierung des Knabenchors für die Aufführungen von Bachs Matthäuspassion unter Karl Richter; Kompositionen für die Schulbühne u.a.m.).

Frühere Kontakte mit dem inzwischen fast zur Legende gewordenen Volksliedersammler Kiem Pauli führten zu einer immer intensiveren Auseinandersetzung mit der alpenländischen Volksmusik. Prof. Gramls Urteil in der Frage der Stellung der Volksmusik innerhalb der Lehrerbildung gilt heute unter Fachleuten und im Ministerium als maßgebend, weil er nach einer langen Periode der Beschäftigung mit dieser Musik nicht als Wissenschaftler darüber schreibt, sondern mit seinen Studenten Volksmusik musiziert und weil er aus eigenem Erleben die Bedingungen kennt, unter denen Volksmusik lebendige Tradition bleiben kann.

Im Jahre 1960 wurde Karl Graml als Musikdidaktiker an die Pädagogische Hochschule in Augsburg verpflichtet. Neben zahlreichen künstlerischen Aktivitäten (z.B. Konzertreise mit Chor und Orchester der Pädagogischen Hochschule nach Rennes/Frankreich) entstand sehr bald aus einem "Seminar für Untersuchungen zur Frage der musikalischen Begabung" ein über die Hochschule hinaus wirkender Arbeitskreis. Nachdem Karl Graml 1973 auf den neu eingerichteten Lehrstuhl für Musikerziehung im Erziehungswissenschaftlichen Fachbereich der Universität Augsburg berufen worden war, übernahm er die Vorarbeiten aus diesem Arbeitskreis als Grundlage für seine musikpädagogischen Forschungsprojekte. Über diese Projekte berichtete Uni-Press ausführlich in der Ausgabe 2/1985. Die entscheidende Darstellung seiner Forschungsarbeit bringt Karl Graml zusammen mit Dr. Reckziegel in dem Buch "Die Einstellung zur

Musik und zum Musikunterricht. Ein Beitrag zur Elternbefragung", Mainz 1982. Diese Untersuchungen (1969/1975/1978) - im Jahrbuch der deutschen Gesellschaft für Musikpsychologie 1984 hervorgehoben als "Forschungsarbeit von einem Umfang und einer Gediegenheit, wie sie im deutschsprachigen Raum schon seit längerer Zeit nicht mehr vorgelegt wurde" - war nur möglich durch das Interesse und den Idealismus von Hunderten von freiwilligen Mitarbeitern und Helfern aus Kindergärten, Volksschulen und unserer Hochschule. Die Untersuchungsergebnisse zeigen hochinteressante Zusammenhänge zwischen Einstellung und Schulbildung sowie zwischen Einstellung und eigener Musiziererfahrung.

Musikalische Früherziehung und Musik in der Grundschule sind die Schwerpunkte von weiteren Veröffentlichungen. Sie stellen eine Konzeption von Musikunterricht dar, die auf der Basis der musikalischen Kreativität des Kindes beruht. Das Kind soll unsere gültigen Tonordnungen und die Werke der komponierten Musik in einer Weise kennenlernen und erfassen, die die Fülle seiner eigenen Ausdrucks- und Erlebenswelt nicht zerstört, sondern bereichert. In zahlreichen Aufsätzen und auf den Bundeskongressen des Verbandes Deutscher Schulmusikerzieher informierte Prof. Graml über die Ergebnisse seiner Forschungen.

Prof. Graml war nicht nur Musikpädagoge und Musikdidaktiker, er war gleichermaßen auch Reformator der Musiklehrerausbildung. Die Struktur der Ausbildung von Musiklehrern für die Bereiche Grund-, Haupt- und Realschule in Bayern verdankt ihr heutiges Erscheinungsbild nicht zuletzt seiner unermüdlischen und zähen Arbeit. Von 1976 - 1983 leitete er die "Arbeitsgemeinschaft der Musikdidaktiker an den Bayerischen Universitäten und Gesamthochschulen", in die auch die Musikdidaktiker der Musikhochschulen integriert wurden. In diesem Gremium wurden die einst konträren Ansichten über Musiklehrerausbildung zwischen Musikhochschulen und Universitäten diskutiert und sinnvolle Lösungen gefunden. Wenn heute an allen bayerischen Universitäten und Musikhochschulen nach den Grundsätzen der "Neuen Lehrerbildung" (1977) in etwa gleiche Studiengänge angeboten und durchgeführt werden, dann ist dies in erster Linie mit ein Verdienst von Prof. Karl Graml.

Der Inhaber eines Lehrstuhles mit ca. 50 Mitarbeitern (einschließlich den Lehrbeauftragten im didaktischen und künstlerisch-praktischen Bereich) und etwa 250 zu betreuenden Studierenden hat eine Überfülle von organisatorischen Aufgaben zu bewältigen. Die Tatsache, daß Prof. Graml durch seinen Nachfolger nun von dieser Aufgabe entlastet wird, aber als Emeritus weiterhin mit seinem profunden Wissen und

seinen reichen Erfahrungen aktiv an der Universität tätig sein wird, kann nur als Glücksfall bezeichnet werden, sowohl für die Universität und ihre Mitglieder als auch für die Musikerziehung an den Bayerischen Schulen.

Professor Graml hat bereits ein erstes Nahziel seiner Aktivität als Emeritus benannt. Anlässlich des Festabends, der ihm zu Ehren vom collegium musicum der Universität am 29. Juli 1985 veranstaltet wurde, kündigte er die Aktion "Konzertflügel für die Universität Augsburg" an. Mit dem Hinweis, daß wohl keine Universität in Bayern so viele und vielseitige musikalische Aktivitäten aufweisen könne wie die Universität Augsburg, bezeichnete er es als unerlässlich, durch eine Spendenaktion dem unwürdigen Zustand ein Ende zu bereiten, daß für Klavierabende und Klavierkonzerte ein Konzertflügel angemietet werden müßte. Mit einer namhaften Spende hat Professor Graml selbst Der Grundstein für diese Aktion gelegt. Kurt Suttner

Emeritierung Professor Hilda Sandtner

Wenn man das Wirken eines Menschen würdigen soll, dann tut man sich zunächst einigermaßen leicht, soweit es um äußere Daten und Fakten geht, um Quantität, um das, was meßbar, zählbar und damit auch ohne weiteres sichtbar ist; und das ist bei Prof. Hilda Sandtner eine ganze Menge.



Das sind einmal 26 Jahre Dienst an der Pädagogischen Hochschule und späteren Universität Augsburg (seit 1974 als Lehrstuhlinhaberin für Kunstpädagogik), in denen sie das Fach Kunsterziehung aufgebaut und eine ganze Generation von Lehrern ausgebildet hat und damit eine Art "Mutter der schwäbischen Kunsterziehung" geworden ist.

Da sind auf dem Gebiet der Forschung ungefähr 20 Bücher zu nennen, die zu den Bereichen Pädagogik, Kunst und Schwaben entstanden sind.

Etwa 100 Ausstellungen mit Arbeiten von Kindern, Schülern und Studenten aus den Gebieten des bildnerischen und textilen Gestaltens haben das kunstpädagogische Anliegen von Frau Prof. Sandtner in Augsburg, Schwaben, der gesamten Bundesrepublik, ja auch weit darüber hinaus aufgezeigt und veran-

schaulich. Hinzu kommen unzählige Lehrgänge, Kurse und Vorträge, durch die sie zur Fortbildung vor allem der Lehrer beigetragen hat.

Neben ihre Lehrtätigkeit und ihr wissenschaftliches Werk tritt mindestens gleichberechtigt das künstlerische Schaffen, das sich in vielen Kunstaussstellungen und vor allem in den künstlerischen Gestaltungen öffentlicher Gebäude (Schulen, Kirchen etc.) manifestierte.

Darüber hinaus hat sie leidenschaftlich Kunst gesammelt, vor allem auf dem textilen Sektor; durch die Stiftung dieser umfangreichen Sammlung wurde 1984 die Gründung des Textilmuseums Mindelheim möglich.

Sie hat ihre ganze Kraft - das kann man wohl ohne Übertreibung sagen - vorbehaltlos in den Dienst der Sache Kunst gesteckt. Keiner der Hochschullehrer - und das werden Kollegen, Hausmeister und Putzfrauen bestimmt bestätigen - hat mehr Zeit an seiner Wirkungsstätte verbracht als Hilda Sandtner.

Das alles sind Dinge, die sichtbar ablesbar und ohne weiteres nachweisbar sind. Aber sie sind nicht das eigentlich Wichtige und Bedeutsame. Was sich noch aus den aufgezählten Fakten ableiten läßt, ist die Tatsache, daß die Zielsetzungen und Ideale Frau Professor Sandtners nicht die Einseitigkeit, die Enge und das heute auch im wissenschaftlichen Bereich oft gefragte Spezialistentum darstellten, sondern daß ihrem Schaffen die Kategorien der Weite, der Vielseitigkeit, der Universalität und der Fülle zukamen. Es ging ihr nicht nur um Begriffe, sondern um Inhalte.

Dadurch war sie nicht immer aktuell, befand sie sich nicht immer im gerade gefragten Mode-Trend. Sie hat nie jemand "nach dem Mund geredet", sie ist nie dem nachgelaufen, was gerade "in" war. Sie war nie nur gefällig, nicht glatt und "stromlinienförmig", nicht "diplomatisch", sie hatte durchaus auch Ecken und Kanten (Gott sei Dank), an denen man sich stoßen konnte. Sie leistete Wider-Stand, hierin durchaus auf der Linie eines ihrer Vorbilder, des schwäbischen Philosophen Joseph Bernhart: "Was den Zeiten notut, ist das Unzeitgemäße".

Sie war kein Bürokrat und nicht nur Verwalter, in einer Zeit, in der die Verwalter und Bürokraten in allen Bereichen überhandnehmen.

Sie besaß vielmehr selber Ideen, war originär und wich auch Konflikten nicht unbedingt aus. Aber trotz Konflikten und gerade nach Auseinandersetzungen besaß sie eine unmittelbare Herzlichkeit, Offenheit und Humor (es gibt auch ein Buch "Schwä-

bische Witz' " von ihr). Sie konnte herzlich lachen - auch über sich selber.

Auch insofern stand im Zentrum ihres Wirkens nicht eigentlich nur die Kunst (siehe oben), sondern der Mensch, die Menschlichkeit, zu der auch die Geschöpflichkeit und das Rückverwiesensein (Religion) gehören.

Sie hat sich zur Bewahrung des Menschlichen bekannt und war dadurch ein "Professor" im ursprünglichen

Sinn des Wortes (lat.: "Bekenner"). Insofern hat sie den Titel "Professor" auch in einer Weise verdient wie nicht allzu viele.

Ihr Beruf war ihr Berufung, nicht Job.

Ein intensives Leben trägt immer Früchte - so hoffe ich. Aufgewandte Energie geht nicht einfach verloren; das gilt auch für menschliche, geistige, seelische Energie. Sie wirkt weiter, auch wenn die Frucht nicht gleich sichtbar und meßbar ist. Hans Malzer

Theologische Bachforschung heute

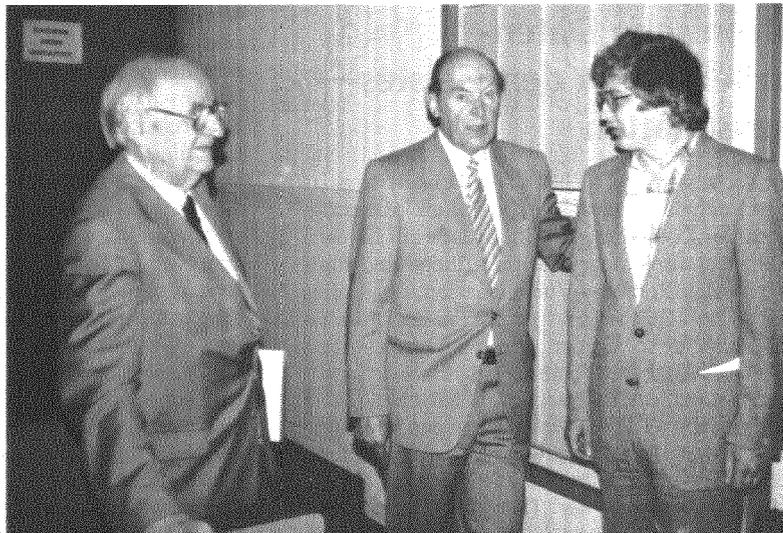
lautete das Thema eines Gastvortrags des Gründungsmitglieds der Internationalen Arbeitsgemeinschaft für theologische Bachforschung, Kirchenrat DDR, Walter Blankenburg, am 9. Juli 1985, zu dem der Inhaber des Lehrstuhls für Musikwissenschaft, Prof. Dr. Franz Krautwurst, und der Dekan der Philosophischen Fakultät I, Prof. Dr. Hans-Otto Mühleisen, aus Anlaß des Europäischen Jahres der Musik eingeladen hatten.

Seit seiner Dissertation über "Die innere Einheit von Bachs Werk" im Jahre 1940 hat sich der ehemalige Direktor der Kirchenmusikschule der Evangelischen Landeskirche von Kurhessen-Waldeck in Schlüchtern und Schriftleiter der Zeitschrift "Musik und Kirche" in zahlreichen grundlegenden Arbeiten mit Leben und Werk Johann Sebastian Bachs beschäftigt. Seine Einführungen in die h-moll-Messe und das Weihnachtsoratorium gehören zu den Standardwerken der Bach-Literatur.

Im ersten Teil des Vortrags wurde in einem knappen chronologischen Überblick über die Bach-Biografik der letzten hundert Jahre der Wandel des Bach-Bildes umrissen: Philipp Spitta (Bachs Musik als Inbegriff des kirchlichen Stils), Albert Schweitzer (Bach als "Dichter und Maler", als Mystiker), Winfried Zeller ("Bach gehörte zu den theologisch Gebildeten seiner Zeit"), Friedrich Blume (Bach war "kein verhinderter Mathematiker, Redner oder Theologe"). Die sozialistische Ge-

sellschaftsschreibung in der DDR scheiterte mit der Propagierung eines "offiziellen" Bachbildes (Bach als Aufklärer). Im Jubiläumsjahr 1985 konstatiert Carl Dahlhaus den "Zerfall des Bachbildes".

1976 wurde die Internationale Arbeitsgemeinschaft für theologische Bachforschung gegründet. Sie sieht ihre Aufgabe "in der theologisch-musikalischen Erforschung der Werke Bachs im Zusammenhang von



v.l.n.r.: DDr. Walter Blankenburg, Prof. Dr. Franz Krautwurst, Dr. F. Brusniak

Wissenschaft und Frömmigkeit seiner Zeit" und möchte damit "zu einem umfassenden Verständnis der Bachschen Musik in unserer Zeit beitragen". Zum Umfeld dieser Arbeit gehört "neben der kirchengeschichtlichen Überlieferung die gesamte Geisteswelt des Barock".

Dr. Blankenburg erläuterte im zweiten Teil seines Referates die Ziele dieser jüngsten Spezialdisziplin

der Bachforschung und hob vier Aufgabenkomplexe hervor: die Beteiligung an der Erforschung von Bachs Bildungsweg und geistiger Umwelt, die Frage nach Bachs Verhältnis zu den Texten seiner geistlichen Vokalwerke, die Untersuchung, wie bestimmte biblische bzw. theologische Aussagen musikalisch dargestellt werden, die Erklärung von Bachs instrumentalem Spätwerk im Rahmen seines Gesamtschaffens. Wie lohnend eine intensive Beschäftigung mit der Materie sein kann, hat erst kürzlich ein neuer aufschlußreicher Textfund zum "Actus tragicus" (BWV 106) gezeigt, der Renate Steiger im Zuge der Vorarbeiten zur Ausstellung "EX LIBRIS BACHIANIS II. Das Weltbild Johann Sebastian Bachs im Spiegel seiner theologischen Bibliothek" in Heidelberg gelang.

Der Name Walter Blankenburg war geradezu eine Garantie dafür, daß der Gastvortrag trotz zahlreicher Veranstaltungen im Rahmen der 2000-Jahr-Feier der Stadt Augsburg nicht nur unter Studenten und Dozenten, sondern auch über die Universität hinaus starke Beachtung fand. Der Vortrag wird im zweiten Band des "Augsburger Jahrbuchs für Musikwissenschaft" 1985 veröffentlicht.

Friedhelm Brusniak

Elektronische Datenverarbeitung in den Geisteswissenschaften

Auch in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit herrscht bisweilen noch der Eindruck vor, daß die Einsatzmöglichkeiten des Computers sich im Grunde auf numerische, d.h. technisch-naturwissenschaftliche und statistische Problemstellungen beschränkten. Daß dies keineswegs der Fall ist und gerade in der Bundesrepublik auf dem Gebiet der nichtnumerischen elektronischen Datenverarbeitung wichtige Fortschritte erzielt wurden, zeigte der höchst aufschlußreiche Vortrag von *Dr. Wilhelm Ott*, Leiter der Abteilung Literarische und Dokumentarische Datenverarbeitung des Rechenzentrums der Universität Tübingen, am 23. Juni. Der als Doktor der Theologie (!) mit den Erfordernissen der geisteswissenschaftlichen Arbeit bestens vertraute und durch zahlreiche einschlägige Veröffentlichungen bekannte Experte wies auf drei wesentliche Einsatzmöglichkeiten des Computers hin: Erstens die Erstellung, Bearbeitung und Korrektur von Manuskripten aller Art, zweitens die Erschließung dieser Manuskripte durch Indices und Register und drittens die Herstellung druckfertiger Satzvorlagen. Im ersten Fall dient der Computereinsatz der Beschleunigung der Textfassung, -bearbeitung und -korrektur. Das Eintippen am Bildschirm ist schneller

als an der Schreibmaschine. Bei umfangreichen Texten kann die Erfassung problemlos auf mehrere Schreibkräfte aufgeteilt und der Text erst im Computer zusammengefügt werden. Ist keine Terminalarbeit möglich, kann die Textfassung über das OCR-Verfahren erfolgen: Mittels eines speziellen Schrifttyps auf spezielles Schreibmaschinenpapier getippt, werden die Manuskriptblätter über eine Lesemaschine in den Computer eingelesen und dort entsprechend weiterverarbeitet. Jegliche Eingriffe in den Text (Ausmerzung von Schreibfehlern, Einfügung neuer Textteile, Verschiebung von Textstücken) können gezielt vorgenommen werden, ohne daß jedesmal eine teilweise oder völlige Neufassung des Manuskripts notwendig wird. Bei Manuskripten größeren Umfangs kann das Korrekturlesen automatisch erfolgen, indem zwei Fassungen erstellt und diese per Computer miteinander verglichen werden - die äußerst geringe Wahrscheinlichkeit, daß in beiden Fassungen dieselben Tippfehler gemacht werden, macht's möglich. Ähnlich die Vorteile bei der Anfertigung von Registern: Das mühselige und fehleranfällige Zusammensuchen, Sortieren und Nachweisen der entsprechenden Begriffe entfällt völlig, diese müssen lediglich im Text durch Sonderzeichen gekennzeichnet werden. Bei der Satzerstellung kann sich der Herausgeber von Editionen oder Sammelbänden bzw. der Autor von den Vorgaben des Verlegers völlig unabhängig machen und auf diese Weise u. a. auch diejenigen Sonderchriften oder Spezialzeichen verwenden, die er aus wissenschaftlichen Gründen benötigt, aber in den Setzereien im Normalfall nicht zur Verfügung stehen. Um alle diese Vorteile nutzen zu können, bedarf es keineswegs mühsamer Aneignung spezieller EDV-Programmierkenntnisse. Wie der Redner darlegte, steht nämlich nunmehr bereits seit einigen Jahren mit dem in Tübingen entwickelten Textdatenverarbeitungssystem TUSTEP ein extrem benutzerfreundliches integriertes Programmpaket zur Verfügung, mit dem alle diese Arbeiten binnen kurzem auch vom EDV-Laien durchgeführt werden können. Lediglich eine kurze Einführung ist notwendig.

Es bleibt zu hoffen, daß dieser auf Initiative der Senatskommission für Informationsverarbeitung und Kommunikation der Philosophischen Fakultät II und hier insbesondere der Historiker zustandegekommene Vortrag dazu beiträgt, die Dienstleistungen unseres Rechenzentrums auch in dieser Hinsicht abzurufen. Wie die zahlreichen schon vorliegenden, mit Hilfe von TUSTEP erarbeiteten Editionen und Untersuchungen (u. a. die Edition der Werke von G. W. Leibnitz, eine Ausgabe von J. Joyce's Ulysses, eine erstmals vollständige Luther-Konkordanz) zeigen, ist ein derartiger Einsatz des Computers nämlich nicht nur bereits vielfach üblich, sondern auch in vielen Fällen unabdingbar notwendig, wenn umfangreiche Textmate-

rialien in allen ihren Eigenheiten in absehbarer Zeit erfaßt, nachgewiesen und erschlossen werden sollen. Ganz abgesehen davon, daß den steigenden Gestehungskosten für wissenschaftliche Literatur mit Hilfe der EDV manches Schnippchen

geschlagen werden kann und es auch den Studenten sicher nicht schadet, ihre praktischen Kenntnisse in dieser Hinsicht erweitern zu können...

Wolfgang Weber

Entwicklungsstufen des Terminalbenutzers

1. Mißtrauen



2. Spannung



3. Erstaunen



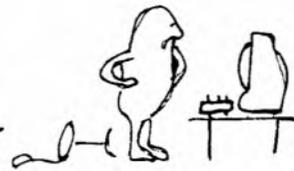
4. Begeisterung



5. Hingerissen sein



6. Ernüchterung



7. Erschrecken



8. Grausen



9. Wut



10. Frustration



11. Endstufe



Emanzipation durch Patriotismus



Ein durchaus unbekanntes Kapitel der deutschen Frauenbewegung und des deutschen Nationalismus: Der amerikanische Historiker Professor Chickering von der University of Oregon wußte in seinem Vortrag über "Patriotinnen: Frauen in vaterländischen Vereinen im Deutschen Kaiserreich" Erstaunliches zu berichten. Gerade der autoritär-chauvinistische, einem radikalen germanischen Männlichkeitsmythos huldigende deutsche Kolonialverein förderte um die Wende zum 20. Jahrhundert Bestrebungen, die auf eine partielle gesellschaftliche und politische Emanzipation der Frauen hinausliefen. Diesem Vorgang lag freilich ein echtes nationales Problem zugrunde. Die Besiedelung der Kolonialgebiete (insbesondere Deutsch-Südwestafrikas) krankte daran, daß den wagemutigen deutschen Männern, die dorthin zogen, um Farmer zu werden und die Segnungen der deutschen Kultur zu verbreiten, kaum entsprechend deutschen Frauen folgten. Hieraus erwuchs die Gefahr, daß in den Kolonien eine Mischrasse entstand, die nicht nur als Kulturträger kaum geeignet war, sondern letztlich auch das Reich selbst bedrohte. Immerhin mußte nämlich damit gerechnet werden, daß diese Mischlinge über das deutsche Gymnasium in das deutsche Beamtentum oder gar in das deutsche Militär eindringen. Der einzige Weg zur Abhilfe bestand

darin, zusätzlich zum rein männlichen Kolonialverein einen assoziierten Frauenbund ins Leben zu rufen, in dem sich ausnahmsweise auch die Frauen politisch-gesellschaftlich aktiv betätigen konnten - alles ausschließlich zum vorgegebenen Zweck natürlich, die Rekrutierung und Verschiffung heiratswilliger deutscher Frauen für die Kolonien zu fördern. Aber wie das so ist, wenn man den Frauen auch nur den kleinen Finger gibt ... Es dauerte nicht lange, und die patriotischen Damen des Frauenbundes entwickelten bedauerliche Tendenzen. Nicht zuletzt durch Berichte bestärkt, nach denen sich die deutsche Frau in den Kolonien den Eingeborenen gegenüber durchaus als herrschaftsfähig erwies, ließen sie es nicht nur bald an der nötigen Dankbarkeit dem Kolonialverein gegenüber fehlen, der ihren Frauenbund doch erst möglich gemacht hatte. Man versuchte sogar, durch eine völlig übertriebene Darstellung der Aufbauleistung der Frau die Leistungen der Männer zu schmälern. Das konnte sich der Vorstand des Kolonialvereins, den diese Entwicklung zum Frauenrechtlerturn ganz unvorbereitet traf, natürlich nicht bieten lassen. Es kam zu immer massiveren Auseinandersetzungen, die jedoch durch den Ausbruch des Weltkrieges bald gegenstandslos wurden. Die natürliche Ordnung des menschlichen Zusammenlebens war noch einmal gerettet.

Wolfgang Weber

Kontaktstudium-Management-Tagung über China

Die Programmplanung des Kontaktstudium Management orientiert sich an einer Reihe von Planungsgrundsätzen wie Problemorientierung, Praxisbezug, Erwachsenengemäßheit, Aktualität usw. Der Grundsatz der Aktualität in Verbindung mit der Überzeugung, daß in einem Weiterbildungsstudium für Führungskräfte die Beschäftigung mit dem Ausland nicht fehlen darf, bringen es mit sich, daß in unregelmäßigen Abständen Veranstaltungen über oder in anderen Ländern durchgeführt werden. England, Japan und die DDR wurden schon vor einiger Zeit thematisiert; am 4. und 5. Juli nun führte das Kontaktstudium Management unter der Leitung von Dipl.-Kfm. Volker Sommitsch eine zweitägige Veranstaltung über "China - Der neue Handelspartner" durch. Mit Vorträgen, Ausstellungen, Dias, Filmen und Expertensprechstunden wurde ein Überblick über das Land vermittelt, das derzeit von vielen als der erfolgversprechendste Markt der Erde angesehen wird. Schließlich vergeht zur Zeit kein Tag, an dem nicht irgendwelche Meldungen über die Öffnung Chinas gen Westen veröffentlicht würden. Die Experten auf der Kontakt-

studienveranstaltung allerdings warnten vor einer euphorischen Überschätzung der Marktchancen; vorsichtiger Optimismus wird denen empfohlen, die sich von den Wachstumsaussichten und dem Konsumentenreichtum sowie den Dezentralisierungstendenzen der chinesischen Wirtschaft zu sehr beeindruckt lassen. Die Tagung, die von ca. 180 Teilnehmern aus der ganzen Bundesrepublik besucht wurde, war dank qualitativ hochrangiger Referenten (mit sehr viel Praxiserfahrung) ein voller Erfolg. Dies wohl vor allem deshalb, weil im Unterschied zu vergleichbaren Veranstaltungen nicht nur zu rein wirtschaftlichen

Fragen Stellung genommen wurde, sondern darüber hinaus viel Informationen über Geschichte, Kultur, soziale Probleme und Alltagsleben in der Volksrepublik China vermittelt wurden. Auch die erstmals im Rahmen einer solchen Tagung eingerichteten Expertensprechstunden, in denen die Teilnehmer Gelegenheit fanden, mit den Referenten im kleineren Kreis ein Gespräch zu führen, haben sich aus tagungsdidaktischer Sicht hervorragend bewährt. Das Kontaktstudium Management hat nun vorgesehen, im Jahr 1986 ein Auslandsseminar in der Volksrepublik China folgen zu lassen.

Volker Sommitsch

Ausland

Zwischen Rotem Stern und Schwarzer Madonna: Polen 1985

Wer meint, Polen verstanden zu haben, hat es schon gründlich mißverstanden - ein Satz, der in zahlreichen Publikationen über Polen zitiert wird und nicht gerade ermunternd wirkt, sich eingehender mit diesem Land zu beschäftigen. In der Tat öffnet sich bei näherem Betrachten der polnischen Geschichte und aktuellen Situation eine gähnende Kluft zwischen den allerorten weit verbreiteten Klischees und der Realität.

Auch die bloße wissenschaftliche Befassung durch Literatur-Studium bringt hier nicht die entscheidenden Erkenntnisse. Ohne behaupten zu wollen, wir hätten nach unserer einwöchigen Reise in das östliche Nachbarland Polen verstanden (siehe oben!), hat dieser Aufenthalt doch vieles von dem, was uns ursprünglich so eindeutig und klar zu sein schien, zurechtgerückt oder, mehr oder minder heilsam, verwirrt. Verwirrung im Sinn von Differenzierung, schwer zu verstehen, aber doch eine kaum umgängliche Beschreibung eines gerechten Umgangs mit Polen.

Im Gegensatz zu den anderen Staaten des sozialistischen Lagers bietet Polen eine besondere Möglich-

keit der Einblicknahme: Nirgendwo sonst ist oppositionelle Haltung so sichtbar in einer Institution verkörpert wie in Polen: in der Katholischen Kirche. 30 Millionen der 35 Millionen sind Katholiken, und das nicht wie anderwärts nur dem Taufschein nach. Es ist also unmöglich bei einer solchen Konstellation, das Land gegen die Kirche zu regieren. Es dauerte eine Weile und bedurfte einiger Anstrengungen, bis



Erläuterte den Augsburger Studenten "die Folgen von Auschwitz":

Professor Josef Bogusz von der medizinischen Fakultät der Universität Krakau die kommunistischen Machthaber dies erkannt hatten, und noch immer ist das Verhältnis zwischen Kir-

che und Staat eines der brisantesten Themen der polnischen Innenpolitik. Allerdings verschieben sich die Konturen: Nicht nur in unseren Gesprächen an der Katholischen Universität Lublin (KUL), sondern auch in so informativen Quellen wie Schaukästen der Kirchengemeinden war zu sehen, daß die einfache Frontstellung Kirche - Staat aufgeweicht ist und sich, vor allem nach dem Tod des Primas von Polen Kardinal Wyszynski und der Ernennung Kardinal Glemp zu seinem Nachfolger, verschiedene innerkirchliche Positionen im Umgang mit dem Staat herausbildeten. (Dies gilt um so mehr seit der Ermordung von Pfarrer Popieluszko.) Als äußerst wertvoller und kenntnisreicher Gesprächspartner erwies sich dabei der Dekan der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der KUL, Prof. Dr. Kondziela, der nicht nur in Sachen Kirche und Staat als Ansprechpartner zur Verfügung stand, sondern auch in einer Reihe persönlicher Gespräche Einblick in die politischen Verhältnisse seines Landes und die Situation der Kirche gewährte.

Unverzichtbare Voraussetzung für die Beschäftigung mit Polen ist die Auseinandersetzung mit der Geschichte. Nicht nur mit der außergewöhnlich geschichtslosen Bundesrepublik verglichen, zeigen die Polen ein hohes Maß von Kenntnissen und Bewußtsein der Geschichte. Dies scheint weniger verwunderlich, führt man sich vor Augen, daß Polen über Jahrhunderte Spielball der Mächte war und die polnische Nation einen langen und entbehrensreichen Kampf um ihre nationale Selbständigkeit und Identität führen mußte, der, auch in den Augen der Polen, noch immer andauert. Der Titel des Vortrags von Prof. Dr. Walewander "Die Geschichte Polens als Voraussetzung zum Verständnis der Gegenwart" deutet auf die enge Verschränkung von Erinnerung und Gegenwartsbewältigung. Oft genug dient die Beschreibung der Vergangenheit als Ersatz für die fehlende Möglichkeit, aktuelle Unterdrückung ausdrücken zu können. Dieser Mangel an Ausdrucksmöglichkeiten gilt freilich weniger für die kirchliche Seite als für die "weltlichen" Wissenschaftler, die wir namentlich an der Universität Krakau trafen. Einen weiteren Schwerpunkt unserer Gespräche bildete der Natur gemäß das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen. Gerade auf dem Hintergrund der anhaltenden Revanchismus-Diskussion und dem Auftritt des Bundeskanzlers auf dem Treffen der Schlesischen Landsmannschaft schien uns dieser Austausch von Polen und Deutschen über das gemeinsame Verhältnis nicht nur interessant, sondern auch wichtig. Für die Zukunft der deutsch-polnischen Beziehung erfreulich erwies sich die Feststellung, daß die dafür nicht unbedingt förderlichen Aktivitäten und Äußerungen der Regierenden in beiden Staaten auf ein sehr eingeschränktes Echo in der Bevölkerung stoßen. So ist man zwar über die künstliche Wiederbelebung der Diskussion über die

polnische Westgrenze irritiert, nimmt aber die daraus resultierende Kampagne der polnischen Medien auch nicht ernster als angebracht. Untrennbar mit dem Verhältnis der Deutschen und Polen ist die Zeit der Besetzung Polens durch Nazi-Deutschland verbunden. Als einen Bußgang bezeichnete daher Professor Kondziela unseren Besuch im ehemaligen Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek. Die in schwer faßbarer Sachlichkeit dargestellten Dokumente und eine nahezu gefühlsneutrale Erklärung der Vernichtungseinrichtungen, begleitet von regnerischem Wetter, verfehlten ihre Wirkung nicht. Bei einem anschließenden ökumenischen Gottesdienst, den wir mit Herrn Professor Kondziela feierten, bot sich Gelegenheit, die Eindrücke des Nachmittags in meditativer Form nachwirken zu lassen.

Erfreulich war, daß ausgerechnet im "erkatholischen" Polen ein ökumenischer Gottesdienst, noch dazu mit wechselseitiger Einladung zur Teilnahme an der Mahlfeier möglich war. Wahrscheinlich wäre es nicht überall gegangen, aber trotzdem: es war möglich!

Neben unserem Vortrags- und Diskussionsprogramm standen natürlich auch Besichtigungen und Fahrten in die Umgebung von Krakau und Lublin auf unserem Programm. Von Krakau aus wurden die Klöster Silberberg und Tyniec besucht, auf dem Weg nach Lublin der malerische Ort Sandomierz und von Lublin aus Kazimierz und Zamosz. Nicht nur die Architektur und Kunst in diesen Städten, auch die Aussagen unserer Gesprächspartner deuteten auf eine ausgeprägte West- und Südeuropa-Orientierung der Polen. Während wir heute oft geneigt sind, Polen in Osteuropa zu lokalisieren, beginnt dies für die Polen erst jenseits des Bug, und sie repräsentieren das kulturelle Bollwerk des Westens gegenüber dem Osten. Die jahrhundertealte Auseinandersetzung mit der Orthodoxie, die Versuche der Russifizierung durch die Besatzer machen einen guten Teil der anti-russischen und heute anti-sowjetischen Haltung vieler Polen aus.

Letzter Punkt auf der Fahrt durch Polen und wohl polnischster aller Punkte war der Halt in Tschenschostochau beim Heiligtum der Schwarzen Madonna. Hier zeigt sich die innige, häufig auf uralte Formen zurückgreifende Religiosität der Polen am eindrucksvollsten. Daß sich hinter dieser altertümlichen Fassade des polnischen Katholizismus eine christliche Gesellschaftslehre verbirgt, die nicht nur den bundesdeutschen Episkopat in seiner Radikalität entsetzen würde, sondern auch schwer im politischen Spektrum unseres Landes seine Entsprechung fände, wird oft vergessen und übersehen. Aber wie gesagt, Polen ist immer anders als man denkt...

Dieter F. Rauch

Internationaler Sommersprachkurs

Bereits zum zehnten Mal fand der jährliche internationale Sommersprachkurs der Universität Augsburg statt. Ein Drittel der 70 Teilnehmer aus 16 Ländern (darunter Japan, Finnland, Polen, Israel) waren Stipendiaten des Deutschen Akademischen Austauschdienstes. Zwei Studenten von der hebräischen Universität Jerusalem wurden durch Spenden der Kreissparkasse und der Stadtparkasse Augsburg unterstützt; ein polnischer Teilnehmer erhielt Geldmittel von der Stadt Augsburg; fünf Teilnehmer kamen von der jugoslawischen Partneruniversität Osijek; fünf weitere aus Verona/Padua, für die ein Augsburger Student ein Semester als Stipendiat nach Italien gehen wird. Geplant und durchgeführt wurde der Sommersprachkurs vom Sprachenzentrum der Universität (Leiter: Prof. Dr. Dieter Götz), unter besonderer Beteiligung der Abteilung Deutsch als Fremdsprache (Leiter: Dr. Christl Krauß). Im Mittelpunkt standen vormittags der intensive Sprachunterricht auf drei verschiedenen Leistungs-



Ausländische Studenten beim Empfang des Oberbürgermeisters der Stadt Augsburg

Foto: Bossow

stufen. Am Nachmittag wurde zusätzlicher Wahlunterricht angeboten. Wie in den vergangenen Jahren hielten Augsburger Professoren und Dozenten Vorträge zu Themen ihrer Fachdisziplinen.

Durch einen Empfang des Oberbürgermeisters der Stadt Augsburg im Rathaus wurde der dreiwöchige Kurs abgerundet.

Unipress

Erstes gemeinsames Symposium der Partner-Universitäten Osijek und Augsburg

Vom 7. bis 9. Oktober 1985 fand das erste gemeinsame Symposium der seit 1978 durch eine Partnerschaft verbundenen Universitäten Osijek (Jugoslawien) und Augsburg statt. Das Symposium stand unter dem Thema: Region - Faktor der Entwicklung. Ausgehend von den föderativen Strukturen sowohl der Bundesrepublik Deutschlands als auch Jugoslawiens wurde das Thema unter verfassungsrechtlichen, kommunalpolitischen, wirtschaftlichen, raumplanerischen, kultursociologischen, literaturwissenschaftlichen und historischen Gesichtspunkten behandelt. Teilnehmer der Universität Augsburg waren die Professoren Karl Filser, Gunther Gottlieb, Reinhard Blum, Hans-Otto Mühleisen, Theodor Stammen, Albrecht Weber und

Dr. Theodor Seitz. An die Referate schlossen sich ergebnisreiche und ausführliche Diskussionen an, die dazu dienten, den Stoff der Referate zu vertiefen und durch vergleichende Betrachtungen die Grundgegebenheiten der jeweiligen föderativen Elemente zu erläutern.

Der Aufenthalt in Osijek bot auch Gelegenheit, einen bei uns kaum bekannten Landesteil Kroatiens, die Region Slawonien und Baranja, und die Stadt Osijek, die eine Reihe bemerkenswerter Baudenkmäler des 18. und 19. Jahrhunderts vorzeigen kann, näher kennenzulernen.

Die Thematik des Symposions soll in zwei Jahren in Augsburg auf der nächsten gemeinsamen Veranstaltung fortgeführt und durch zusätzliche Fragestellun-

gen und die Einbeziehung auch anderer Fächer erweitert werden.

Unipress

Kooperation mit der Emory-University



v.l.n.r. Vizepräsident Prof. Dr. Joachim Herrmann, Berta Laney, Prof. Dr. James T. Laney, Präsident Prof. Dr. Josef Becker

Im September unterzeichneten der Präsident der Emory University (Atlanta, USA), Prof. Dr. James T. Laney, und der Augsburger Universitätspräsident, Prof. Dr. Josef Becker, einen Kooperationsvertrag im Fach Geschichte. Die Vereinbarung umfaßt zunächst den Austausch von Wissenschaftlern. Die nähere Zusammenarbeit hat bereits begonnen: für den Augsburger Historiker, Prof. Dr. Wolfgang Reinhard, der nach Atlanta ging, ist nun Prof. Dr. Charles E. Strickland für ein Jahr als Gastprofessor an der Universität Augsburg tätig.

An der Emory-University, einer Privatuniversität, die 1839 gegründet wurde und alle traditionellen Fächer anbietet, studieren derzeit 8228 Studenten. Sie wurde weltweit bekannt durch die immense Spendenzuwendung in Höhe von 215 Mio. Dollar, die ihr der im März dieses Jahres verstorbene einstige Student dieser Südstaatenuniversität und ehemalige Direktor von Coca-Cola, Robert W. Woodruff, aus einem Vermögen zukommen ließ.

(Uni-Press wird in einem der nächsten Hefte ausführlicher über die Auslandsbeziehungen der Universität Augsburg berichten.)

Informationstag bei der Bundeswehr

Die Universität Augsburg gestaltete gemeinsam mit der Bundeswehr im September 1985 einen Informationstag in der Schwabstadtkaserne in Klosterlechfeld. Vertreter der Bundeswehr nehmen auf Einladung seit Jahren an Veranstaltungen der Universität teil. Der Standortbesuch bei der stationierten Luftwaffeneinheit war auf einen breiten Dialog angelegt und sollte die bisherigen Kontakte mit den "Bürgern in Uniform" intensivieren. Nach einem Einführungsvortrag der Gastgeber wurde der Flugzeugtyp Tornado vorgestellt mit der Möglichkeit



Im Tower

Foto: Scheuermann/Hagg

zur Besichtigung einer fliegenden Staffel. Die damit verbundenen technischen Ausrüstungen wie Radaranflugkontrolle, die Geophysikalische Beratungsstelle und der Flugsimulator standen gleichfalls auf dem Besuchsprogramm. Die Universität präsentierte sich ihrerseits mit dem Kontaktstudium Management für bereits berufstätige Führungskräfte.

Unipress

Personalia

in memoriam Professor Dr. Jürgen Schäfer †

Prof. Dr. Josef Becker

Die Universität Augsburg betrauert den Tod eines ihrer akademischen Lehrer. **Professor Jürgen Schäfer**, seit einem Jahr Dekan der Philosophischen Fakultät II, seit 1974 Inhaber des Lehrstuhls für Englische und Amerikanische Literaturwissenschaft, erlag einer tückischen Krankheit. Sie hat ihn - für seine Angehörigen wie uns alle - völlig überraschend aus einem Leben gerissen, das außerhalb des privaten Bereichs ganz der Wissenschaft gewidmet war. Seinen Lebensweg als Forscher, seine Leistungen als Gelehrter wird der Prodekan der Philosophischen Fakultät II, Professor Krauß, skizzieren - sie werden auch Anlaß einer akademischen Gedenkstunde sein, mit der die Philosophische Fakultät II im kommenden Jahr ihren ver-



storbenen Dekan ehren wird.

Hier gehen meine Gedanken zurück zu meiner letzten Begegnung mit ihm - eine Woche vor seinem Tod. Ich fand ihn schwer gezeichnet von seiner Krankheit - aber beherrscht, ohne Klagen, in der Sorge, ob er so rechtzeitig genesen werde, daß er im Wintersemester seinen Studenten wieder mit ganzer Kraft zur Verfügung stehen könne.

Wer Jürgen Schäfer aus den Gremien der akademischen Selbstverwaltung kannte, den wird dies nicht überraschen: er war ein Mann tief verwurzelten Pflichtbewußtseins. Schon kurze Zeit nach seiner Berufung nach Augsburg wählten ihn die beiden Philosophischen Fakultäten für mehrere Jahre in die Leitung ihres gemeinsamen Promotionsausschusses - in ein Amt, das nicht nur akademische Kompetenz erforderte, sondern auch strenge Rechtlichkeit und Augenmaß, Unparteilichkeit für das in Kontroversfällen jeweils angemessene Verfahren.

Mehrere Jahre hindurch war Jürgen Schäfer auch Leiter des örtlichen Prüfungsamtes - eine für die Universität wichtige, manchmal aber auch mühsame und entsagungsvolle Aufgabe, mit deren Bewältigung kein akademischer Glanz zu gewinnen war, wo aber alles auf die unbeirrbar Geradlinigkeit und die unbezweifelbare Vertrauenswürdigkeit der Entscheidungen ankam. Professor Schäfer hat beides bewiesen, und der Verlauf seines Dekanats zeigte, daß die stille Gründlichkeit und die beinahe penible Exaktheit, mit der er Beschlüsse des Fachbereichsrats vorbereitete und vollzog, ihm die Anerkennung seiner Fakultät eintrug, ihm Gewicht verlieh im Kreis des Concilium decanale. Es war - wenn man dies sagen kann - ein Dekanat der leisen Töne - geprägt von einem Stil, dessen Merkmale persönliche Bescheidenheit, sachliches Engagement und ein hohes Maß an menschlicher Sensibilität waren.

In jenem letzten Gespräch, das ich - wie wir heute wissen - mit dem bereits vom Tode Gezeichneten führen konnte, war eines seiner Anliegen die Sicherung des akademischen Austauschs mit der Universität Toronto. Seiner Vorbereitung hatte u.a. die Reise in die USA und nach Canada gegolten, die er bereits krank angetreten hatte und die er in Toronto endgültig abbrechen mußte. Es war dies eine letzte von vielen Initiativen, mit denen Jürgen Schäfer für Lehrende wie Studierende den Austausch mit der angelsächsischen "Republik der Gelehrten" für unsere Universität gefördert hat. Die Erfolge, die er dabei hatte - sie waren nicht denkbar ohne die Beharrlichkeit, mit der er die Lösung finanzieller und organisatorischer Probleme betrieb, - sie waren nicht erreichbar ohne das Vertrauenskapital, das er sich bei den diplomatischen und konsularischen Vertretungen der angelsächsischen Länder wie bei den Institutionen der Wissenschaftsförderung erworben hatte. Es wird ein nobile officium der Universität sein, gerade auch dieses Erbe und Wirken Jürgen Schäfers in Zukunft weiterzupflegen.

Jürgen Schäfer ist es versagt geblieben, alt zu werden und all das zu vollenden, wozu er in den Jahren eines intensiven Arbeitslebens, eines unermüdlischen Schaffens als Wissenschaftler und akademischer Lehrer die Fundamente gelegt hat. Sein Wirken an unserer Universität und für diese Universität wird aber nicht in Vergessenheit geraten. In der Trauer um den Toten sind wir seinen Angehörigen nahe.

Bei allen Mitgliedern der Universität, die Jürgen Schäfer gekannt haben - bei seinen Studenten, seinen Mitarbeitern am Lehrstuhl wie in der Fachbereichsverwaltung, bei seinen Kollegen und der Universitätsleitung wird er in der Erinnerung einen festen Platz haben - einen hellen Platz auch in meiner persönlichen Erinnerung. In Dankbarkeit nimmt die Universität Augsburg Abschied von Professor Jürgen

Schäfer - einem Mann, dessen fachliche Kompetenz und menschliche Integrität im Dienste ihres Aufbaus standen. Sein wissenschaftliches Erbe weiterzugeben mit dem Blick auf die gemeinsamen Ziele, denen seine Arbeit an unserer Universität galt - dies wird über die Tage der Trauer hinaus unser lebendiger Dank an Professor Jürgen Schäfer sein.

Sein wissenschaftliches Werk Prof. Dr. Henning Krauß

Wer das jäh an sein Ende gelangte wissenschaftliche Werk Jürgen Schäfers betrachtet, ist fasziniert von der großen Breite der behandelten Themenstellungen, die ich hier nur andeutungsweise zu skizzieren vermag. Eine ausführliche Würdigung bleibt der akademischen Trauerfeier vorbehalten.

Anglistik war für den Literaturwissenschaftler Jürgen Schäfer nicht im traditionellen Sinne Beschäftigung mit den ästhetischen Höhepunkten der Literatur Großbritanniens, er faßte sein Fachgebiet vielmehr auf als Literaturwissenschaft der weltumspannenden Anglophonie.

Solch ehrgeiziges Selbstverständnis setzt die sichere Beherrschung eines differenzierten methodischen Instrumentariums voraus, dessen Erwerb und ständige Verfeinerung der Verstorbenen mit der ihm eigenen Zielstrebigkeit betrieb. Schon seine Dissertation *Wort und Begriff 'humour' in der elisabethanischen Komödie* versuchte, in einer Zeit, da Literaturwissenschaft und Linguistik deutlich auseinanderstrebten, die Erträge der Sprachwissenschaft für die literarische Interpretation nicht verlorengehen zu lassen, versuchte, dem hohen Anspruch dessen, was Philologie meint, gerecht zu werden. Dieser klar gezogenen Linie folgte auch seine von einer Reihe von Studien zu stilistischen und rhetorischen Fragen flankierte Habilitationsschrift *Shakespeares Stil: Germanisches und romanisches Vokabular*. Editorische Überlegungen zu Shakespeare bildeten den Gegenstand seiner Augsburger Antrittsvorlesung.

Ausgewiesen in den traditionellen Zentralbereichen des Faches - seine Veröffentlichungen und Lehrveranstaltungen thematisierten Autoren und Gattungen des 16. bis 20. Jahrhunderts - stellte sich Jürgen Schäfer in selten anzutreffender Offenheit den neuesten Herausforderungen der Forschung. Reich dokumentierte Studien zu den anglophonen Literaturen Schwarzafrikas, Australiens und Kanadas drängten ihn als Herausgeber des von der Kritik sehr positiv aufgenommenen Sammelbandes *Commonwealth-Literatur* geradezu auf. Er begriff das umstrittene Konzept Commonwealth-Literatur als tiefgreifendes wissenschaftstheoretisches Problem, das die überkommene

ationale Literaturgeschichtsschreibung in Frage stellt, und sah in ihm - Forschung und Lehre aufeinander beziehend - eine Herausforderung für künftige universitäre Curricula.

Jürgen Schäfer war Inhaber des Lehrstuhls für Englische und - darauf legte er stets Wert - Amerikanische Literaturwissenschaft. Amerika fühlte er sich - auch und gerade Ihretwegen, verehrte Frau Schäfer - in besonders enger Weise verbunden. Seiner Tochter Sarah widmete er sein Buch *Geschichte des amerikanischen Dramas im 20. Jahrhundert*, die erste zur Synthese gereifte Darstellung dieser vielschichtigen Gattung aus der Feder eines Gelehrten; ein Buch, das von der stupenden Belesenheit, der ordnenden Umsicht und dem sicheren Urteilsvermögen des Verfassers zeugt und auf dem Wege ist, ein Standardwerk zu werden.

Die Bereitschaft Jürgen Schäfers, aktuelle Herausforderungen anzunehmen bewährte sich auch bei der Nutzung der neuen Technologien. Während die Mehrzahl der Geisteswissenschaftler Berührungängste empfindet gegenüber Medien, die der traditionellen Arbeitsweise fernliegen, integrierte er sie immer stärker und immer erfolgreicher in seine Forschungen. Die akribischen, innovatorischen Studien zum *Oxford English Dictionary* und das großangelegte Projekt zur elisabethanischen Lexikographie trugen ihm in den letzten Jahren jene internationale Anerkennung ein, um die er von Anfang an gerungen hatte.

Eingedenk der schmerzlichen Erkenntnis "Teutonica non leguntur" versuchte er stets, in erstrangigen englischen und amerikanischen Periodica zu publizieren,

um seinen Ergebnissen breite Rezeption zu sichern und seinen Beitrag zur internationalen Geltung der deutschen Anglistik zu leisten. Der *New Oxford English Dictionary* und die amerikanische Zeitschrift *Dictionary* haben ihn kürzlich in ihr Editorial Board aufgenommen - Ehrungen, die nur selten Nicht-Anglophonen zuteil werden.

Der Leser von Jürgen Schäfers Studien bewundert die breite Basis der Dokumentation, die Genauigkeit der Analyse, die Offenheit gegenüber methodologischen, curricularen und fachdidaktischen Fragen, er schätzt den Verzicht auf gleisnerische Preziosität der Formulierung und die Skepsis gegenüber vorschnellen Festlegungen. Seine Rezensenten heben übereinstimmend hervor, daß er sich äußerst mühevollen und zeitraubenden Aufgaben gestellt hat. Sie rühmen sein gewissenhaftes Bemühen um Fairness, werten seine Beiträge als richtungsweisende Pionierarbeit, als Pflichtlektüre, die man - wie ein Kritiker schreibt - "dankbar und sorgfältig studieren" solle. - Seine Kollegen wählten Jürgen Schäfer in den Gutachterkreis der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Zeichen des Vertrauens in seine wissenschaftliche Leistung und menschliche Integrität.

Die Philosophische Fakultät II verliert mit ihrem Dekan Jürgen Schäfer, der sich in seinem Amt mit umfassendem Erfolg um Ausgleich bemüht hat, einen Gelehrten von internationalem Rang, einen überzeugungskräftigen akademischen Lehrer, der von seinen Studenten und Mitarbeitern viel, von sich selbst am meisten verlangte; einen Kollegen, der sich die Wertschätzung aller erwarb. Jürgen Schäfer wird uns fehlen.

Personalia

Neue Dekane

Zum Wintersemester wurden folgende Dekane und Prodekane neu gewählt:

Juristische Fakultät

Prof. Dr. Dieter Suhr, Dekan
Prof. Dr. Wilhelm Simshäuser, Prodekan

Philosophische Fakultät I

Prof. Dr. Dieter Ulich, Dekan
Prof. Dr. Theo Stammen, Prodekan

Philosophische Fakultät II

Prof. Dr. Henning Krauß, Dekan
Prof. Dr. Hans-Jürgen Heringer, Prodekan

Verdienstmedaille der Partner-Universität Osijek für Augsburg Professoren

Die Professoren *Dr. Gunther Gottlieb* und *Dr. Franz Knöpfle* haben in Anerkennung ihrer Verdienste um die Partnerschaft zwischen den Universitäten Osijek (Jugoslawien) und Augsburg die Medaille der Universität Osijek erhalten. Unter der Präsidentschaft von Professor Knöpfle wurden 1978 der Partnerschaftsvertrag geschlossen und erste Schritte zur Ausgestaltung der Partnerschaft getan. Professor Gottlieb betreut seit 1978 diese Partnerschaft. Ihm ist es gelungen, ein seit einigen Jahren auch vom Deutschen Akademischen Austauschdienst gefördertes Partnerschaftsprogramm zu entwickeln. So konnten zum Beispiel heuer zum dritten Mal fünf Germanistik-Studenten der Universität Osijek als Gäste der Universität Augsburg am Internationalen Sommerkurs teilnehmen.

Zu ihrer 10-Jahres-Feier erhielt die Universität Osijek ein Büchergeschenk mit klassischer, romantischer und zeitgenössischer deutscher Literatur, die der Germanistischen Abteilung zur Verfügung stehen soll.

Zu Gast an der Universität

Professor Bruce Dobler vom English Department der Partner-Universität Pittsburgh hielt sich bis Mitte November an der Universität Augsburg auf. Professor Dobler, der sich bereits seit einigen Monaten in Deutschland befand, sammelte Material für sein augenblickliches Romanprojekt *1212* über den Kinderkreuzzug des 13. Jahrhunderts. In Augsburg galt sein besonderes Interesse der Oettingen-Wallersteinschen Bibliothek.

Prof. Dr. Maria-Theresa Echenique Elizondo ist in diesem Wintersemester 1985/86 Gastprofessorin für Spanische Sprachwissenschaft. Die Hispanistin von der Universität Madrid hat sich in ihren Forschungsarbeiten schwerpunktmäßig auf die baskische Sprache konzentriert und unter anderem den Einfluß des Baskischen auf das lateinamerikanische Spanisch untersucht.

Prof. Dr. Charles E. Strickland ist im Rahmen des Kooperations-Abkommens mit der Emory-University, Atlanta, im Austausch für Prof. Dr. Wolfgang Reinhard ein Jahr als Gastprofessor hier tätig. Professor Strickland ist als Historiker spezialisiert auf amerikanische Sozial-, Erziehungs- und Familiengeschichte. 1930 in Texas geboren, studierte er in Missouri, in Kopenhagen und an der Universität Wisconsin. Seit 1963 gehört er dem Lehrkörper der Emory University, Atlanta, Georgia, an. Von 1968 bis 1969 war er Forschungsstipendiat an der Harvard University.

Neue Professoren an der Universität

Prof. Dr. Helmut Köhler ist ab 1. Oktober 1985 Ordinarius für Bürgerliches Recht, Rechtssoziologie und Rechtslehre, an der Juristischen Fakultät. Er wurde 1944 in Endorf, Kreis Rosenheim, geboren und studierte Rechtswissenschaft in München. Nach dem Assessorexamen folgte 1970 die Promotion,



1975 die Habilitation in München. Ab 1976 war er ein Jahr wissenschaftlicher Rat und Professor an der Universität Bonn. Der Ruf nach Augsburg erreichte ihn in Bayreuth, wo er seit 1977 als Professor an der dortigen Universität und als nebenamtlicher Richter am Landgericht Bayreuth tätig war. 1980 folgte ein Forschungsaufenthalt an der University of California, Berkeley. Der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit liegt im Bürgerlichen Recht, Handelsrecht, sowie Wirtschafts- und Kartellrecht.

Prof. Dr. Helga John-Winde

trat am 1. Oktober 1985 die Nachfolge von Frau Professor Hilda Sandtner, Lehrstuhl für Kunsterziehung, an der Philosophischen Fakultät I an. 1937 in Meseritz, ehem. Grenzmark Posen, geboren, studierte sie in Bremen an der Pädagogischen Hochschule Kunsterziehung und Germanistik. Ihre künstlerische Praxis erhielt sie an der Hochschule für Gestaltung in Bremen und der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg. Nach mehrjähriger Lehrtätigkeit an Grund-, Haupt- und Realschulen war sie 1967 als Assistentin für Kunsterziehung an der Pädagogischen Hochschule Bremen beschäftigt. Nebenberufliche Studien führten 1976 zum Staatsexamen in Erziehungswissenschaften und 1979 zur Promotion. 1980/81 war sie Lehrstuhlvertreterin des Faches Kunst an der Universität Osnabrück. Seit Sommer 1985 hat sie die Aufgaben des vakanten Lehrstuhls für Kunsterziehung in Augsburg wahrgenommen. Neben dem eigenen künstlerischen Schaffen gilt der wissenschaftliche Schwerpunkt ihrer kunstpädagogischen Arbeit der Bildsprache von Kindern und Jugendlichen.



Prof. Dr. Rudolf-Dieter

Kraemer ist seit 1. Oktober 1985 der Nachfolger von Professor Karl Graml, Lehrstuhl für Musikerziehung, an der Philosophischen Fakultät I. 1945 in Ravensburg geboren, studierte er an der Pädagogischen Hochschule des Saarlandes und an der Musikhochschule in Saarbrücken. Er legte die Lehramtsprüfung für Volksschulen ab und promovierte 1975 im Fach Musikwissenschaften an der Universität Saarbrücken. Ab 1978 war



er Professor für Musikpädagogik an der Musikhochschule Detmold, ab 1981 stellvertretender Leiter des Prüfungsamtes für Lehrämter an Schulen in Bielefeld. Als aktiver Musiker gewann er mehrfach Preise in Violine und Viola beim Wettbewerb "Jugend musiziert". Sein Forschungsinteresse konzentriert sich auf musikalische Rezeptionsforschung.

Prof. Dr. Gerhard E. Schüfer ist seit dem 1. August Professor für Pädagogik mit Schwerpunkt Elementarpädagogik, Heim- und Hortpädagogik, an der Philosophischen Fakultät I. Er wurde 1942 in Regensburg geboren und studierte an der Pädagogischen Hochschule Bamberg. Nach Abschluß seiner ersten Lehramtsprüfung für Volksschulen folgte 1969 die Prüfung für das Lehramt an Sonderschulen an der Pädagogischen Hochschule Reutlingen. Er war anschließend als Sonderschullehrer im Schuldienst und als Lehrbeauftragter an der Fachhochschule für Sozialwesen in Reutlingen tätig. Gleichzeitig war er freier Mitarbeiter am Moreno-Institut in Stuttgart. Er promovierte 1978 und erhielt die Lehrbefugnis für das Fach Pädagogik an der Universität Würzburg 1985.



Prof. Dr. Rainer-Olaf Schultze ist ab Oktober 1985 Professor für Politikwissenschaft an der Philosophischen Fakultät I. Nach der Gründung des mit Hilfe der Kanadischen Regierung und der VW-Stiftung finanzierten "Instituts für Kanada-Studien" im Dezember 1985 wird er dessen Leitung übernehmen. Geboren wurde er 1945 in Göttingen. Sein Studium an der Universität Heidelberg in den Fächern Politische Wissenschaft, Geschichte und Französisch wurde durch mehrjährige Forschungs- und Studienaufenthalte in Santiago de Chile, an der Harvard University, Cambridge, Massachusetts, und Forschungsreisen in USA und Kanada unterbrochen. Nach seiner Promotion 1975 (Heidelberg) war er wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lehrbeauftragter an den Universitäten Heidelberg und Bochum. Sein Forschungsschwerpunkt ist auf die politische Systemanalyse Nordamerikas (Kanada, USA) und Europa (hauptsächlich Bundesrepublik Deutschland)



ausgerichtet. Er war Mitgründer und langjähriger Vorsitzender der Gesellschaft für Kanada-Studien sowie Fachvertreter für Politische Wissenschaft im Koordinierungsausschuß der Kanadischen Botschaft zur Institutionalisierung eines Canadian-Studies-Program in der Bundesrepublik Deutschland.

Prof. Dr. Helmut Altrichter ist im Rahmen des Fiebigger-Programms ab diesem Wintersemester Professor für Neuere und Osteuropäische Geschichte an der Philosophischen Fakultät II. Geboren 1945 in Altleite/Mähren, studierte er ab 1964 in Erlangen und Wien Germanistik, Geschichte, Politische Wissenschaft und Russisch. Nach dem ersten Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien promovierte er 1974 in Erlangen. Seit 1973 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte in Erlangen. Es folgten mehrmalige Aufenthalte als Austauschwissenschaftler an der Akademie der Wissenschaften in Moskau sowie Studien in den USA. 1982 habilitierte er sich in den Gebieten Neuere sowie Osteuropäische Geschichte in Erlangen. Für die Arbeit erhielt er 1983 den Otto-Seel-Habilitationspreis der Erlanger Philosophischen Fakultäten. 1983/84 war er Lehrstuhlvertreter für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Augsburg. Er wurde 1984 in das Heisenberg-Programm der Deutschen Forschungsgemeinschaft aufgenommen. Die Schwerpunkte seiner bisherigen Forschungstätigkeit: Geschichte der Sowjetunion, die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und die deutsche Nachkriegsgeschichte.



Katholisch-Theologische Fakultät

Prof. Dr. Walter Brandmüller, Ordinarius für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, wurde von der Gesellschaft für Fränkische Geschichte auf ihrer diesjährigen Generalversammlung zum Mitglied gewählt.

Dr. Hubert Dobiosch, Akad. Rat am Lehrstuhl für Moraltheologie, hielt am Pastoralen Institut in Oppeln, einer Zweigstelle der katholischen Universität in Lublin, einen Vortrag über die pastoralen Erfahrungen im deutschen Sprachraum mit der Vorabendmesse als erster Sonntagsmesse.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät

Prof. Dr. Peter Atteslander, Ordinarius für Soziologie, hielt im September an der Moi University, Eldoret, und an der University of Nairobi in Kenia einen Vortrag über "Interdependence of natural social environment". Im Rahmen des deutsch-japanischen Symposiums zu Fragen der ländlichen Entwicklung, das im Bayerischen Staatsministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten stattfand, sprach er zum gleichen Thema.

Juristische Fakultät

Prof. Dr. Friedhelm Hufen, Öffentliches Recht, wurde von der Staatlichen Kunstakademie Düsseldorf zu einer Vortragsreihe zum Thema "Kunst und Recht" eingeladen.

Prof. Dr. Franz Knöpfle, Ordinarius für Öffentliches Recht, insbesondere Verwaltungsrecht und Verwaltungslehre, hat vor den Präsidenten der Rechnungshöfe einen Vortrag über das Thema "Die Prüfungskompetenz der Rechnungshöfe gegenüber juristischen Personen des öffentlichen Rechts" gehalten. Dabei ging es hauptsächlich um strittige rechtliche Fragen, wie zum Beispiel die Prüfungsbefugnis der Rechnungshöfe gegenüber berufsständischen Kammern und Rundfunkanstalten.

Weiter hat er in seiner Eigenschaft als Direktor der Hochschule für Politik, München, im Rahmen der "Deutschland-Gespräche", die von der Hochschule zusammen mit der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit veranstaltet werden, in Südtirol ein mehrtägiges Seminar geleitet, in dessen Mittelpunkt die Frage stand, ob die Deutschen (noch) eine Nation bilden.

Philosophische Fakultät I

Prof. Dr. Johannes Hampel, Didaktik der Sozialkunde, hat auf einem Weltkongreß katholischer Lehrer in

Toronto, Kanada, über "Das Selbstverständnis des christlichen Erziehers" referiert. Der Kongreß - diesmal mit Teilnehmern aus 57 Ländern - findet alle drei Jahre statt und nimmt Stellung zu Fragen der Politik, der Wirtschaft und Wissenschaft, insofern sie Schule und Erziehung betreffen.

Prof. Dr. Peter Waldmann, Ordinarius für Soziologie, war zu dem Empfang eingeladen, den Bundespräsident Richard von Weizsäcker anlässlich des Besuchs des argentinischen Staatspräsidenten Alfonsín und des argentinischen Außenministers Dante Caputo im September in Schloß Augustusburg in Brühl gab. Es bot sich die Gelegenheit zu einem gemeinsamen Gespräch, das in Zusammenhang mit den wissenschaftlichen Arbeiten von Professor Waldmann über Argentinien stand. Die beiden Politiker kannten den Augsburger Soziologen bereits aus Augsburg. Noch bevor sie politische Ämter innehatten, referierten sie 1981 während der Ära der Militärjunta auf einer Argentinien-Tagung unter der Leitung von Professor Waldmann in Augsburg.

Philosophische Fakultät II

Prof. Dr. Josef Becker, Ordinarius für Neuere und Neueste Geschichte, wurde auf dem Internationalen Historikertag in Stuttgart in den Vorstand der Commission of History of International Relations gewählt.

Prof. Dr. Günther Haensch, Ordinarius für angewandte Sprachwissenschaft (Romanistik), wurde zum korrespondierenden Mitglied der Academia Boliviana de la Lengua in La Paz, Bolivien, berufen. Mit dieser hohen wissenschaftlichen Ehrung wurde der Augsburger Sprachwissenschaftler für seine Arbeiten über den lateinamerikanischen Kontinent, insbesondere für sein Projekt "Nuevo Diccionario de Americanismos", dessen erste Phase mit dem für Ende dieses Jahres angekündigten "Nuevo Diccionario de Colombianismos" abgeschlossen sein wird, ausgezeichnet.

Neu erschienen:

Der Band 5 der Augsburger Universitätsreden anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Juristischen Fakultät an Ruggero J. Aldisert ist erschienen. Darin sind der Vortrag von Aldisert zum Thema "Grenzlinien: Die Schranken zulässiger richterlicher Rechtsschöpfung in Amerika" sowie die Ansprachen zu diesem akademischen Festakt veröffentlicht.

AUTOREN

Prof. Dr. Hanspeter Heinz
Ordinarius für Pastoraltheologie

Prof. Dr. Dr. Michael Schmid, M.A.
Professor für Soziologie

Prof. Dr. Ursula Köbl
Professor für Privatrecht

Dr. Dr. Otto Peter Obermeier
Akademischer Rat a.Z.

Prof. Dr. Hans Jürgen Heringer
Ordinarius für Deutsche Philologie unter besonderer
Berücksichtigung des Deutschen als Zweitsprache
und der Didaktik des Deutschen als Zweitsprache

Prof. Dr. Gerhard Vorndran
Professor für Physische Geographie, insbes. Geo-
morphologie und Hydrologie

Prof. Kurt Suttner
Honorarprofessor

Irene de Monte
Pressereferentin der Universität Augsburg

Johannes Angelo Burghold
Wiss. Mitarbeiter

Prof. Dr. Theo Stammen
Ordinarius für Politische Wissenschaft

Hans Malzer
Oberstudienrat

Dr. Friedhelm Brusniak
Akademischer Rat a.Z.

Dr. Wolfgang Weber
Akademischer Rat a.Z.

Dipl.-Kfm. Volker Sommitsch
Kontaktstudium

Dieter F. Rauch
Wiss. Mitarbeiter

Michael Friedrichs
Vertragsangestellter

Prof. Dr. Josef Becker
Präsident der Universität Augsburg
Ordinarius für Neuere und Neueste Geschichte

Prof. Dr. Henning Krauß
Ordinarius für Romanische Literaturwissenschaft
unter besonderer Berücksichtigung des Französischen

IMPRESSUM

UNIPRESS AUGSBURG, herausgegeben im Auftrag
des Senats der Universität Augsburg

Geschäftsführende
Chefredaktion
(verantwortlich): Prof. Dr. Friedhelm Hufen

Redaktion und
Organisation: Irene de Monte

Mitglieder des
Redaktionskomitees: Prof. Dr. Hanspeter Heinz

Prof. Dr. Horst Reimann

Prof. Dr. Johannes Hampel

Prof. Dr. Konrad Schröder

Dr. Hermann Volkmann

Dr. Rudolf Frankenberger

Volker Sommitsch

Andrea Maurer

Redaktionssekre-
tariat und Techn.
Ausführung: Herta Allinger

Druck: Presse- Druck- und Verlags-
GmbH, Augsburg

Auflage: 4000 Stück

Anschrift: Pressestelle der Universität
Augsburg
Universitätsstraße 2
8900 Augsburg
Tel. 0821 / 598 - 1

**Nächster Redaktionsschluß:
8. Januar 1986**